

Georg Mecklenburg, Herzog, 1824-1876

Großherzog Georg von Mecklenburg : ein Lebensbild : allen lieben Landsleuten gewidmet

Neustrelitz: [Neustrelitz]: Hofbuchhandlung von G. Barnewitz: Schnellpressendruck: Hofbuchdruckerei und Lith. Anstalt von H. Hellwig, [1868]

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1969844396>

Druck Freier  Zugang



Mkl 8 II

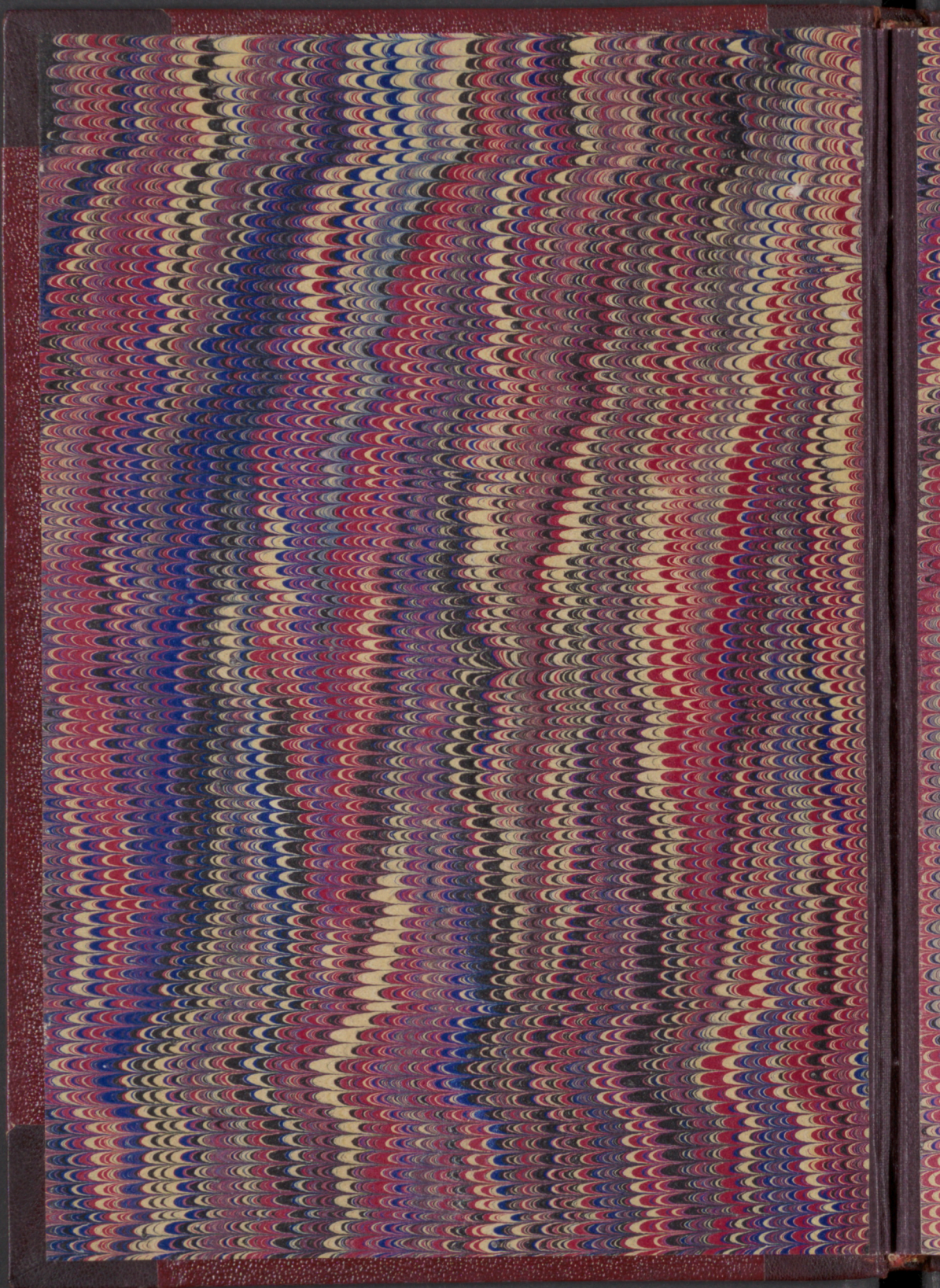
255/10



LANDESBIBLIOTHEK
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker

https://purl.uni-rostock.de/rostdok/ppn1969844396/phys_0001

MV 
tut gut.





434 - a
2

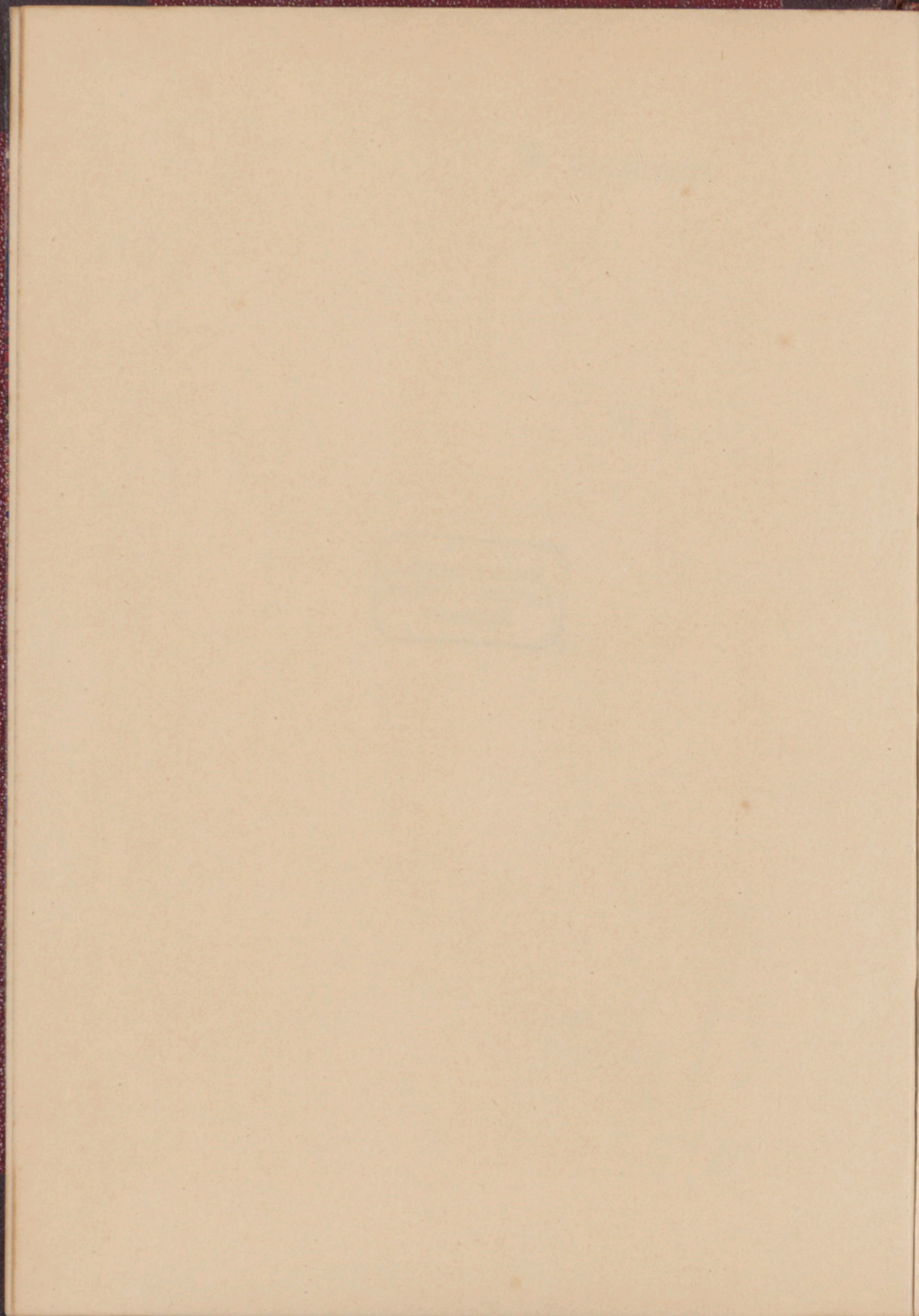
● entsäuert

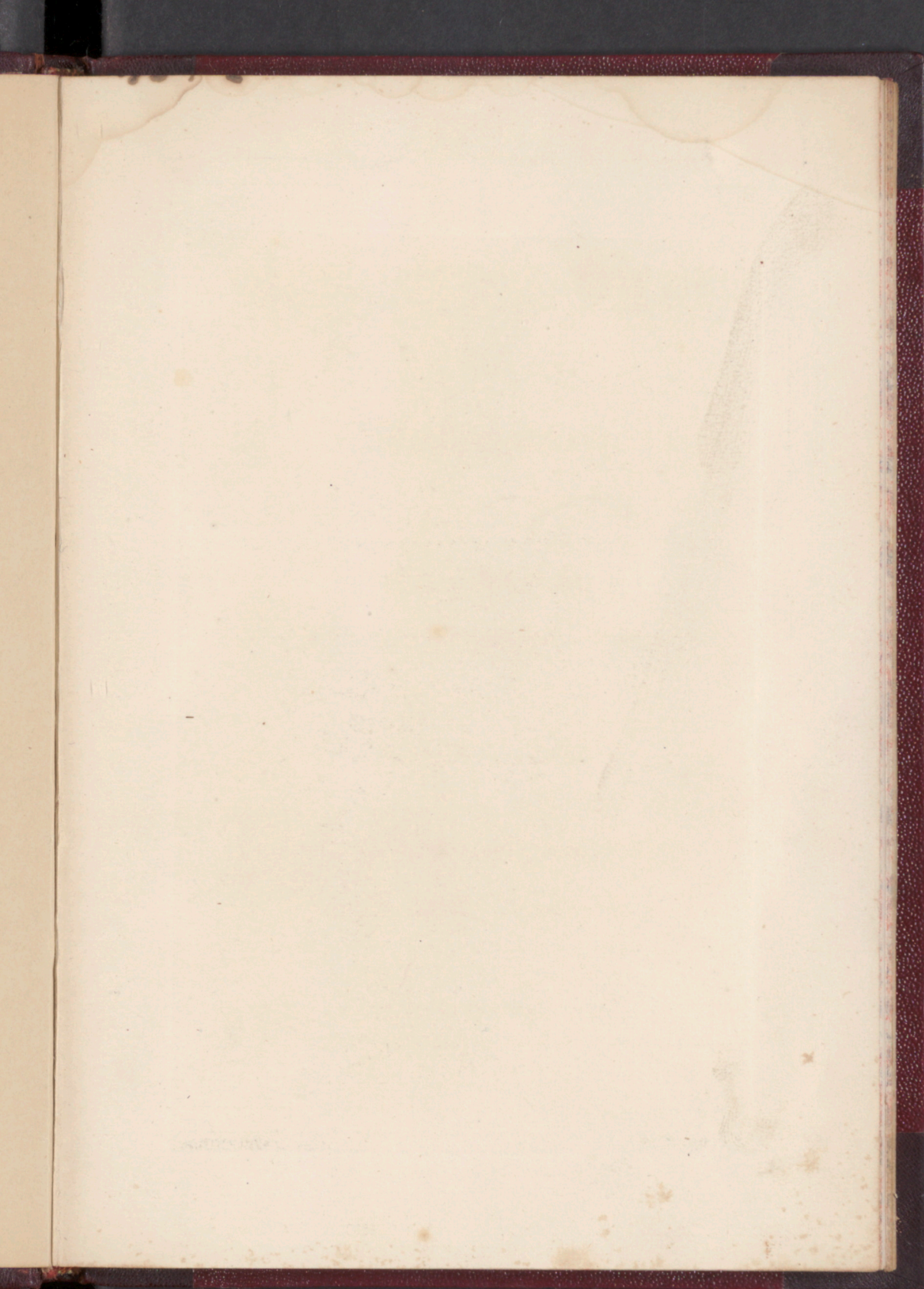
42

Milly f II

255/10

Mecklenburgische
Landesbibliothek
Schwerin







GEORG
Großherzog von Mecklenburg Strelitz.
geb. d. 12^{ten} Aug. 1779. gest. d. 6 Septbr 1860.

[Georg, Herzog von Mecklenburg-Schwerin]:

Großherzog Georg

von

Mecklenburg.

Ein Lebensbild.

Allen lieben Landsleuten gewidmet

von

einem Mecklenburger.

(Zum Besten der Großherzog Georg-Stiftung.)

Neustrelitz.

Hofbuchhandlung von G. Barnowicz.

[1868]

59-828

Mecklenburgische
Landesbibliothek
Schwerin

No.



Das Andenken unserer dankbaren Herzen sei heute dem Fürsten geweiht, um dessen Standbild wir uns vereinigt haben. Jede Nation, jeder Volksstamm, jede Familie ehren sich selber nur in dem Maaße, als sie das Andenken an die Väter feiern. Tragen wir den Heimgegangenen unsere Schuld an Dankbarkeit und Verehrung ab, ein jeder in seinem Kreise und nach den ihm zu Gebote stehenden Mitteln, — indem wir an eine große Vergangenheit erinnern. Unser am 6^{ten} September 1860 in seinem 82^{ten} Jahre heimgegangener Großherzog Georg war einer jener letzten Vertreter einer glorreichen Epoche, zu denen unsere Generation sich gewöhnt hatte mit Ehrfurcht hinaufzublicken, wie zu den letzten, vereinsamten Wahrzeichen goldener Erfahrung aus den Zeiten der Drangsal, des Kampfes und schließlichen Sieges des deutschen Vaterlandes, auf denen ein 40jäh-

riger Frieden und Wohlstand als Früchte gereift sind. — Unser hochseliger Großherzog ging um wenige Monate zweien anderen hohen Häuptern im Tode voran, die, nächst seiner eigenen Familie, seinem Herzen ein Leben hindurch am nächsten gestanden, nämlich seiner Nichte, der Kaiserin Alexandra von Rußland, und seinem Neffen, König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. — Es genügt, diese drei uns theuren Namen in Gemeinschaft zu nennen, um uns zu vergegenwärtigen, daß mit dem Großherzoge Georg ein Bruder jener unvergessenen Königin Luise heimgegangen ist, deren Namen das Preussische Volk noch heute mit Liebe und Verehrung nennt, gleich dem einer Märtyrerin und eines Schutzengels.

Georg Friedrich Carl Joseph ist am 12^{ten} August 1779 in Hannover geboren, gleich allen seinen Geschwistern. Der Vater, Prinz Carl von Mecklenburg-Strelitz, ein appanagirter Prinz, residirte daselbst in dem kleinen Palais der Lein'-Straße (gegenüber dem Schloß) als Englisch-hannoverscher Feldmarschall und Gouverneur der Residenz, während sein ältester Bruder, Herzog Adolf Friedrich IV., unverheirathet in Strelitz regierte, und eine jüngere Schwester, Charlotte, seit 1761 Königs Georg III. von England Gemahlin geworden war. Die Mutter, Friederike, war eine Tochter des appanagierten Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, — eine ebenso schöne als reichbegabte Frau. Vier Töchter gingen der Geburt dieses

ihres Sohnes voran, nämlich 1769 Charlotte († 1818, als Herzogin von Sachsen-Gildburghausen), 1773, Theresese († 1839 als Fürstin von Thurn und Taxis), 1776, Luise († 1810 als Königin von Preußen) und 1778, Friederike († 1841 als Königin von Hannover). Im classischen Alterthum würde man angenommen haben, die weise Athene und die Grazien hätten an des Neugeborenen Wiege gestanden, der einst die Liebenswürdigkeit des Herzens und die Schärfe des Verstandes in hohem Grade in sich vereinigen sollte. Die ersten 9 Jahre seiner Erziehung verliefen still und ruhig in Hannover. Seine ausgezeichnete Mutter starb bereits, als er ein nur 3jähriges Kind war. Nach 2 Jahren vermählte sein Vater sich auf's Neue mit deren jüngerer Schwester, die nach Jahresfrist ihm ebenfalls ent-rissen ward bei der Geburt eines Sohnes. Dieser 1785 geborene Prinz ist der, einst im Preussischen Staat so bekannt gewordene und hochgestellte Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz, der im Jahre 1837 in Berlin verstarb als Präsident des Staatsraths und Commandirender des gesammten Gardecorps. Als nun dessen Mutter gestorben, wanderte bald darauf (1788) die ganze kleine Familie auf Geheiß des Vaters zu dessen Schwiegermutter nach Darmstadt, bis man 1794 in Strelitz einzog und vom Lande Besitz nahm, da Adolf Friedrich IV. gestorben war. In jene Darmstädter Zeit seiner Kinderjahre fallen die beiden letzten Kaiserkrönungen im benachbarten Frankfurt ^{a./m.}

(1790 und 1792); schon bei derjenigen Leopold's hat unser kleiner Prinz Georg den Pomp in den Straßen bewundert, doch bei Franz II. durfte er schon dem heiligen Act in der Kirche beivohnen und dem letzten Römischen Kaiser deutscher Nation seine Huldigung darbringen. Bemerkenswerth ist, daß während beider Krönungen er im Hause der Frau Rath Göthe gewohnt hat, die stets voll mütterlicher Sorgfalt für ihn gewesen ist. Als der Vater nun in Strelitz einzog, waren seine 4 Prinzessinen, strahlend in Liebreiz und Jugend, bereits sämmtlich vermählt. — König Friedrich Wilhelm II. von Preußen hatte am 24^{ten} und 26^{ten} December 1793 in Berlin die Doppelheirath seiner beiden Söhne Friedrich Wilhelm (III.) und Louis mit den beiden jüngsten Strelitzer Prinzessinen gefeiert, wozu natürlich die ganze Strelitzer Familie erschien. Es existirt über diese Reise nach Berlin ein kleines Tagebuch des damals 14jährigen Prinzen Georg, voll Originalität und heiterer Bemerkungen. Mit 16 Jahren bezog er die vaterländische Universität Rostock, wo die Zeit von 1795 — 99 seiner gründlichen Ausbildung bestimmt wurde. Und welche Zeit der litterarischen Blüthe Deutschlands war es! — Der Garten der Poesie und Wissenschaft hing so voll frischer, goldener Früchte, daß selbst dürftigere Naturen aus der Fülle jener Zeit für's Leben gespeist worden sind; um wie viel mehr mußte ein jugendliches warmes Gemüth, ein lebhafter heller Sinn, mit denen

dieses Fürstenkind reichlich ausgestattet war, an dem Dargebotenen sich laben und ganz davon erfüllt werden! —

Sein Gouverneur, ein hessischer Obrist Gräfe, war ein reichbegabter Kopf, mit weltmännischen Manieren, und für die geistige Ausbildung seines Zögling's gewiß sehr befähigt; halb Gelehrter, halb Soldat; in seiner Jugend in Amerika fechtend mit den Hessen, später den Wissenschaften ergeben und als Freimaurer mit ganz Europa in Verkehr; in seinem Alter leider endigend als Illuminat, als ein Kranker seines Jahrhunderts.

Aus der Rostocker Universitätszeit verdient eine Reise erwähnt zu werden, die uns heute als historisches Curiosum erscheinen mag. Die erste Fahrt des jungen Prinzen ging von Rostock aus nach den Dänischen Inseln, auch über den Sund und in das nahe Schonen, wo gerade damals der noch unmündige König Gustav IV. und sein Verweser, Herzog Carl von Südermanland, Heerschau abhielten. Beide jugendlichen Fürsten begegneten sich auf's Freundlichste und sind Tage lang mit einander herumgallopiert. Vor allem aber zog's ihn nach Berlin, wo 1797 Friederich Wilhelm III. und Königin Luise den Thron bestiegen. Von ihnen aufgefordert, in Berlin seine Studien zu vollenden, verlebte er daselbst die Zeit von Ende 1799 bis Anfangs 1802, — die heiterste, ungetrübteste Periode seines Lebens, wie er noch im hohen Alter versicherte. Er wohnte im Louis'schen Palais, also in unmittelbarster Nähe

seiner Königlichen Schwester, und hörte fleißig Collegia bei den ersten Gelehrten der Stadt. Seine schon damals in den Vorgrund tretende Leidenschaft für Musik fand ihre erste Nahrung in der noch aus Friedrich des Großen Zeit erhaltenen italienischen Oper, wo die Marquetti ihr Publikum entzückte, wo die schon betagte berühmte Mara noch als Kunstveteranin gefeiert ward. Im Umgang mit den ausgezeichneten Männern und Frauen der damaligen Berliner Gesellschaft suchte und fand der junge Erbprinz reichliche Gelegenheit, seinen angeborenen Sinn für höhere Bildung und edlen Lebensgenuß zu entfalten. Jean Paul, Johannes Müller, der gelehrte schwedische Diplomat Gustav von Brinkmann, Genz, Ancillon u. a. m. waren ihm persönlich bekannt, und er ein steter und lieber Gast in allen Häusern der vornehmen Gesellschaft, wo auch jene herangezogen wurden. Die kleinen auserlesenen diners des alten lebenswürdigen Ministers von Alvensleben und der Salon der Frau von Berg, jener geistreichen und treuen Freundin der Königin Luise, boten vor allem interessante Vereinigungspuncte der litterarischen und künstlerischen Welt. Vor den damaligen Ueberschwänglichkeiten einer anderen herb-genialen Richtung in Berlin bewahrte ihn sein reiner Sinn, der stets nur am Edelsten und Besten seine Freude fand. Man kann auf ihn anwenden, was ein alter Künstler von dem Verhältniß von Stoff und Geist gleichnißweise gesagt hat:

Die Materie nämlich erfülle einen großen Kessel auf Erden, in den die Gottheit die Seelen eintauche, — und zwar die einen bis auf den Grund, die anderen weniger tief, und einige wenige auserwählte lasse sie nur die Oberfläche berühren, nur gerade soviel, als zum glücklichen Leben nöthig. Die Individualität, die uns hier beschäftigt, gehörte jedenfalls der letztbezeichneten Gattung an: ein edler und origineller Geist mit angeborener Schärfe des Urtheils; ein warmes Herz für das Rechte und Gute, stets die Anderen erwärmend; eine feurige Phantasie, leicht erregt und immer anregend zu gemeinsamen Genuß alles Schönen, was die Erde bietet; dabei eine hohe Grazie in allem Thun und Reden; eine feine, höhere Natur in einem feinen, schlanken, edelen Körper. Seine Gesundheit, obgleich nicht gerade schwächlich, zeigte von Jugend an, eine solche Reizbarkeit und Zartheit, daß niemals an einen Eintritt in die militairische Carriere gedacht werden konnte, um so weniger als eine Harthörigkeit, die leider mit den Jahren sehr zunehmen sollte, schon von Jugend auf den jungen Prinzen belästigte. Dies alles mag auch dazu beigetragen haben, ihn mit den derberen, roheren Wirklichkeiten des damaligen Lebens weniger in Berührung zu bringen; Geist und Herz blühten darum um so frischer und feuriger, wie glänzende Sterne heller funkeln auf tief dunkeltem Firmament. So hat er Berlin und sein Mecklenburgisch Vaterland verlassen im Frühling 1802, um Europa's

Paradies, Italien, während zweier voller Jahre zu genießen. Wie er es genoß, ist nach dem Obengesagten leicht zu ermessen —; es würde zu weit führen, aus seinem Tagebuch zu erzählen. Wir wollen nur kurz erwähnen, daß in Rom Wilhelm von Humboldt und seine ebenso ausgezeichnete Frau, geb. von Dachröden, die Preussische Gesandtschaft zu einem belebenden Mittelpunkt für Künstler, Dichter, Gelehrte und Reisende aller Nationen erhoben hatten, in welchem auch unser junger Reisender gastliche und liebevolle Aufnahme fand. Sein wissenschaftlicher Cicerone war der berühmte und gelehrte Zoëga, mit dem eine Jahre lange Correspondenz fortgedauert hat. Unter den ihm bekannten großen Römischen Häusern glänzte damals vor allem das Borghesische, mit der schönen Princesse Pauline, Napoleon's Schwester. In Neapel ward er von der Königin Caroline sehr gütig aufgenommen. Ueberall ward seinem liebenswürdigen Geiste und Wesen Anerkennung und freundliches Begegnen, ja, selbst an Liebesabentheuern hat es nicht gefehlt, und selten hat Italien's Himmel für ein ganzes langes Menschenleben erquickender gewirkt. So schreibt er u. a. aus Rom (1803) . . . „sowie die Götter nie allein sich zeigen, so „auch ihre Gaben, — keine senkt allein und dürftig sich „herab, sondern reichhaltig und wahrhaft göttlich strömen „sie aus nie erschöpfter Fülle! Aber auch das Fatum lebt, „und ich gestehe, ich fange an es zu fürchten. Nach

„einer solchen Reise kann mein Himmel beinah nicht so
 „unbewölkt bleiben wie er jetzt mild und herrlich strahlt.
 „Indessen stört das nicht im Genuß. Ich hoffe, die Kraft,
 „die mich so viel Gutes ertragen läßt, wird mich auch
 „das Schlimme ertragen lassen. Heute lacht dir noch der
 „Becher mit Rosen umkränzt, morgen glänzt silbern die
 „braune Locke, darum genieße unbekümmert des Augen-
 „blicks, denn er kehrt nicht wieder! . . . “ — Seine
 Ahnung einer getrübten Zukunft sollte nur zu bald in
 Erfüllung gehen. 1804 kehrte er aus seinem irdischen
 Paradiese über Wien und München nach Berlin und
 Strelitz zurück. Er war dort 1805 Zeuge von Preußen's
 allgemeiner Begeisterung für einen gemeinsamen, mit
 Oesterreich und Rußland im Bunde zu führenden Kampf
 gegen Napoleon; er mußte es täglich sehen, wie seine
 königliche Schwester in diesem Sinne der lähmenden
 Politik der Haugwitz, Luchesini und Lombard die
 Spitze zu bieten suchte, leider vergeblich, und wie im
 letzten Augenblick kriegerischer Entscheidung ein Entschluß
 gefaßt ward, dem des Ersteren Rathlosigkeit wieder jede
 Wirkung nahm. — 1806 brach herein. Zwei Monate vor
 Napoleon's Angriff glaubte man noch nicht an den
 Krieg; Königin Luise war im Juli in Pyrmont, ihr Vater
 und ihr ältester Bruder bei ihr. Zwei Monate später war
 alles Land zwischen Nord- und Ostsee bis zur Oder von
 siegreichen Franzosen überschwemmt; der König und die

Königin von Preußen auf der Flucht nach Königsberg, die Trümmer der zerschlagenen Armee nach sich ziehend; Verzweiflung an Preußen's und Deutschland's Zukunft in dem Herzen jedes Patrioten. Napoleon aber residirte im Schlosse zu Berlin! Wenn man bedenkt, daß Braunschweig und Hessen auf das Schnödeste ihrer angestammten Regenten und ihrer Selbständigkeit beraubt wurden; daß der Einmarsch der Franzosen damals fast gleichbedeutend war mit Plünderung und Gewaltmaßregeln aller Art, vor denen auch der Herzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin zeitweise außer Landes weichen zu müssen glaubte; so gehörte unter so verzweifelte Umstände gewiß ein starkes, männliches Herz und fester moralischer Muth dazu, im kleinen Strelitz auszuharren. Aber Königin Luise's Vater, der greise Herzog Carl, war ein deutscher Fürst von altem Schrot und Korn, bereit sich selbst zu opfern, gleich einem treuen Hirten, wenn der ihm anvertrauten Heerde dadurch Erleichterung und Schutz werden konnte; — ein würdiger Zweig seines alten Wendischen Fürstenstammes, der über 700 Jahre dasselbe Volk, dasselbe Gebiet beherrscht, dessen Wurzeln aber über mehr denn 1000 Jahre in die graue Vorzeit sich erstrecken, wo mächtige Könige der Obotriten bereits genannt werden, als das fränkisch-germanische Kaiserreich im Werden begriffen ist. Unsere baltischen Länder haben immer kräftige, treue, zähe Völker zu Bewohnern gehabt, und niemals vielleicht haben diese

Eugenden sich schöner bewährt, als in diesen nun folgenden 7 Jahren Napoleonischer Unterjochung, wo Fürst und Volk ihre Noth und Armuth, ihren Kummer und ihre Hoffnungen in gegenseitiger Liebe und Zuversicht getheilt haben. Bis dahin hatte unser Norddeutschland eines 40jährigen Friedens genossen; die Franzosenkriege am Rhein, in Italien und an der Donau waren nur wie von ferne schreckende Donner verhallt; desto furchtbarer das nun hereinbrechende Gewitter, — dessen Richtung sich am wenigsten durch die Neutralitäts-Pfähle der Mecklenburgischen Gränzen bestimmen ließ! Wenige Tage nach Jena und Auerstädt retirirte Blücher's kleines Corps durch Neu-Strelitz; Bernadotte folgte ihm auf den Fersen, und während er beim Herzog tafelte, begann in der Stadt schon das Plündern, dem sich nur durch abgeschickte Adjutanten und erbetene Sauve-gardes steuern ließ. Der Marschall drängte Blücher über Penzlin weiter; bei Wahren und Rossentin wurden sie in den nächsten Tagen wieder handgemein. Des Herzogs 2^{ter} Sohn, Prinz Carl, hatte als Preussischer Capitain ebenfalls bei Auerstädt mitgefochten; auch er kam durch Strelitz gezogen, ohne Pferde, ohne Bagage, versprengt und abgerissen; elend und krank hatte er sich noch so weit geschleppt, das Weiterziehen untersagte ihm der Vater, bis daß er genesen wäre. Aber auf Bernadotte sollte bald Savary mit einem neuen durchmarschirenden Corps folgen. Als der Marschall das

Strelitzer Schloß bewohnte, ließ er den jungen Prinzen Carl vor sich fordern und nahm ihm den Degen ab. Erst nach dem Tilsiter Frieden konnte der Prinz in Königsberg in seine frühere Truppe wieder eintreten. Eine französische Colonne folgte nun der andern, wahrscheinlich dieselben, welche bei Heilsberg, Eylau und Friedland der Existenz der Preussischen Krone in blutigem Streit ein Ende machen sollten. Aber auch den stolzesten Siegern gegenüber verließ den greisen Fürsten keinen Augenblick weder seine Würde noch sein christlicher Muth; seine ehrwürdige Erscheinung voll stoischer Resignation wußte selbst dem Uebermüthigsten zu imponiren, und es ist keine Frage, daß sein kleines Land unsäglich mehr gelitten haben würde, hätte er nicht auf seinem von Gott bestimmten Plage ausgeharrt, — auf einsam gewordenem Fürstenthum inmitten der Franzosen von der Weichsel bis zur Elbe. — Aber wo die Noth am größten, ist Gottes Hülfe oft am nächsten; so kam es auch hier. Am 29^{ten} November 1806 avertirte der französische Gesandte Bourrienne aus Hamburg, beide Mecklenburg würden von französischer Seite in Besitz genommen werden. Der Herzog war entschlossen, sich nur auf sein Landgut Hohenzieritz zurückzuziehen und abzuwarten, ob man ihn durch Gewalt aus seinem eigenen Lande entfernen würde. Da ward seine Schwiegermutter, die alte Landgräfin Georg von Hessen-Darmstadt, zu einer Retterin des Landes. Sie lebte, seit dem Ausbruch der Kriegsunruhen

in Süddeutschland, schon manches Jahr in Strelitz, wohin ihr Schwiegersohn sie eingeladen hatte. Sie war immer in mütterlichem Verkehr mit ihren Bayerischen Enkeln geblieben, — auch nach dem Tode ihrer ältesten Tochter, der ersten Gemahlin des damaligen Prinzen Max v. d. Pfalz-Zweibrücken (späteren Königs von Bayern). Nun wandte sie sich an ihre Enkelin Auguste, die Vice-Reine d'Italie, und diese erbat von Napoleon den nöthigen Schutz für ihre Großmutter und ihren Onkel in Strelitz. Seit den ersten französischen Durchmärschen unter Bernadotte ward die kleine Residenz nicht ferner molestirt: ein französischer Commandant sorgte für Ruhe und Ordnung, verhinderte Belästigungen der herzoglichen Familie, und übte seinen wohlthätigen Einfluß durch ausgesandte Sauve-gardes. Daher ward Neu-Strelitz der Sammelpunkt für alle Flüchtlinge aus den anderen bedrohten Gegenden des Landes, sogar Berliner suchten dort zeitweise Sicherheit und Ruhe. In dieser Zeit der Ungewißheit stand der Erbprinz seinem bejahrten Vater mit Rath und That zur Seite und gewann dessen Vertrauen in so hohem Grade, daß er von nun an dessen gesammte Correspondenz zu führen hatte. Ein Brief des Erbprinzen vom 9^{ten} August 1807 schildert die Zustände folgendermaßen: „Hier geht es noch zu, wie Sie es aus meinen „früheren Relationen schon kennen. Durchmärsche, Einquartirungen und Lieferungen ohne Zahl, — indessen

„wenn man einmal so weit herunter ist, wie wir, so
 „fühlt man das Bißchen Ruin mehr oder weniger nicht
 „mehr. Wenn es nur den gemeinen Mann nicht oft so
 „empfindlich träfe, — wir würden gewiß in der Größe
 „wie in der Allgemeinheit des Elends unseren Trost
 „finden, oder vielmehr die hinlängliche Ursache, nicht
 „zu klagen; aber jenes so unmittelbare Leiden des
 „Landmannes, sowie auch des dürftigen Städters, — das
 „sind Wunden, die nur verharschen, um stets desto
 „empfindlicher wieder aufgerissen zu werden, — und das
 kann auch nicht anders sein.“ —

So groß die materielle Gefahr und Noth auch war,
 sie wurde weit überwogen durch die moralischen Leiden und
 Erniedrigungen, die jene zwei ersten Kummerjahre, 1806
 — 1807, über das deutsche Volksbewußtsein, insonderheit
 über jedes deutsche Fürstenherz bringen sollten. Die
 Auflösung des deutschen Reichs, die Stiftung des Rhein-
 bunds und der Tilsiter Friede, —! — drei Napoleonische
 Keulenschläge auf Deutschland's Lebensnerv innerhalb von
 12 Monaten. — Verwundernd ist von Ausländern die
 Frage aufgeworfen worden: wie kam's, wie war es möglich,
 daß keine Stimme nationaler Klage über des Reiches
 Untergang sich erhob? Daß das 1000jährige Kaiserreich
 verlöschen konnte wie ein Licht, weder vertheidigt, noch
 beweint? — Daß die Trümmer eines so großen Colosses
 nicht die Kämpfenden oder die Besiegten mitvernichteten? —

Diese Beurtheilung mit ihren anklagenden Voraussetzungen ist im Allgemeinen richtig, im Speciellen falsch. Freilich, das Heilige Römische Reich deutscher Nation war seit lange nur noch ein Schatten seiner früheren Größe; es war kein Reich mehr, sondern nur noch eine nationale Tradition; seine Macht war die der Gewohnheit; seine Entscheidungen genossen nur noch in denjenigen inneren Streitigkeiten formeller Gültigkeit und reellen Ansehens, in welchen die streitenden Partheien nicht nach ihrer Macht gemessen zu werden brauchten. Eine Nation, die in 3 auf einander folgenden Jahrhunderten Kämpfe und Erschütterungen, wie die Religionskriege und den 30jährigen und 7jährigen Krieg verwindet, und weder, dem Auslande erliegend, — untergeht, noch ihre einheitliche Kraft auf gewaltsame Weise wiedergewinnt, — die steht unter Gottes besonders gnädig schützender Hand. Unser blödes Auge vermag nicht immer die göttliche Bestimmung zu erfassen, aber sollte sie nicht darin bestehen, daß deutsches Wesen und deutsche Nationalität berufen sei, in verschiedenen Formen und Gewohnungen, mit verschiedenen Confessionen und Landeskirchen, unter verschiedenen Kronen und sehr mannigfachen Länder- und Machtgrößen, mit verschiedenen Gesetzen und Verfassungen, auf verschiedenen Wegen der Civilisation, ja selbst verschieden in Klima und Reichthum, — sich zu entfalten, ohne der nationalen Gemeinschaft verlustig zu gehen? Deutschland ist öfters das Herz von Europa genannt



worden, sei es! denn jedes Herz hat eben seine Kammern und Zellen, und die Pulsadern führen die Lebensströme in mehr denn eine Richtung! — Daß schließlich 1806 in den größeren deutschen Territorien die letzte formelle Auflösung der Reichseinheit weniger empfunden ward, als in den kleineren, lag in der Verblendung der ersteren; sie wähten sich auch ohne ein, allen deutschen Stämmen gemeinsames Band schon stark genug, ein Jeder auf eigenen Füßen die europäischen Ereignisse mitzumachen, und der neue Souveränitätstitel, sowie ihre Vergrößerung auf Kosten ihrer kleinen, bisher reichsunmittelbaren Nachbarn, eröffnete dem Ehrgeiz manch unlauteres Feld der Genugthuung. Anders war es in den kleineren Landesherrschaften: dort ward das Zerreißen des historischen, einigenden Bandes peinlich empfunden; die eigene Ohnmacht lag auch ferner zu Tage; die neue, vom Feinde octroyirte Souveränität machte sie nicht frei, nur vogelfrei; und jeder richterlichen Autorität zur Schlichtung innerer deutscher Angelegenheiten waren sie von nun an beraubt. Im Staaten-Verkehr gilt thatsächlich keine Gleichheit vor dem Gesetz: der Starke schlägt an sein Schwert, das ihm zu Recht und Unrecht verhelfen kann, zum Vortheil und zum Schaden; der Schwache appellirt an den Schiedsspruch des Völkerrechts; — wie sollte der deutsche Fürst ihn nicht lieber von seinen Brüdern fällen hören, als von den Fremden? — In unserm Mecklenburg insbesondere war so mancher heikle



Streit durch des Reiches Kaiserliche Commissarien geschlichtet worden; der Hamburger Vergleich hatte in dieser Weise die Beziehungen der beiden Linien festgestellt, der L. G. G. Erbvergleich die streitigen Punkte zwischen Landesherren und Ständen; — wo sollte nun ferner Aufschluß und Rechtspruch zu finden sein? wo Richter, wo Vertheidiger? — Ach, die Antwort sollte nur zu bald durch den Feind gegeben werden, — Napoleon wollte fortan auch in Deutschland die oberste Entscheidung üben, und Rheinbund hieß diese undentscheste aller Verbindungen, zu deren officiellen Protector der Eroberer sich selbst ernannte, und aus der er das geschwächte Oesterreich und das fast vernichtete Preußen ausschloß. — Mecklenburg's beiden damaligen Herzögen gebührt neben dem Herzoge von Oldenburg der Ruhm, unter den deutschen Fürsten die letzten gewesen zu sein, die dem Rheinbunde beitraten. Der Zwang dazu war keineswegs ein illusorischer; entweder sich unterwerfen, oder: *cesser de regner*, war damals die einzige Alternative Napoleonischer Beziehungen. So beugte nach dem Tilsiter Frieden auch Herzog Carl sein weißes Haupt dem fremden Joch, von seinem königlichen Schwiegersohn sogar aufgefordert, nicht durch längeres Zögern sein Land dem Schicksal auszusetzen, zu einer französischen Provinz herabzusinken, und den Erbprinzen Georg traf die qualvolle Aufgabe, in Paris den Beitritt zum Rheinbunde zu vermitteln. Im October 1807 verließ er Strelitz,

begleitet vom Grafen Schlig als diplomatischem Unterhändler, einem Manne von vielseitiger Bildung und sehr originellem Geist. In seiner Jugend war derselbe Preussischer Diplomat in Regensburg gewesen, hatte durch unausgesetztes Herumreisen Europa's meiste Residenzen und Salons kennen gelernt, bis er reich begütert in seinem neuen Vaterlande Mecklenburg sich zur Ruhe gesetzt und den Namen des im Mannsstamm erloschenen alten Geschlechts seiner Frau angenommen hatte. Zu gleicher Zeit und zu gleichem Zweck machte sich aus Schwerin der Erbprinz Friedrich Ludwig (Kaiser Alexander's Schwager) auf den Weg, begleitet vom Minister von Brandenstein. Dort hatte vom November 1806 bis zum Juli 1807 eine französische Administration, mit allen Schrecken damaliger Requisitionen, gehaust, bestehend aus dem Brigadegeneral Laval als Gouverneur und dem Intendant général Brimond, welche, kraft Napoleon's aus Berlin datirtem Decret, die oberste Verwaltung des Landes übernommen hatten, während dem regierenden Herzoge nichts anderes übrig geblieben war, als sich mit seiner Familie nach Altona zurückzuziehen. Erst die Zusammenkunft der beiden kriegführenden Kaiser auf dem Niemen und die dort verabredeten Friedenspräliminarien gaben dem Schweriner Lande ihren Friedrich Franz zurück. Beide Mecklenburg erwarteten nun von ihrem Beitritt zum Rheinbunde materielle Erleichterung in trostlosem Frieden. Das einst siegest stolze

Preußen aber lag verkleinert und gekrümmt unter den Krallen des unerbittlichen Eroberers, und die Preussischen Majestäten schlugen in der entlegensten Provinz für lange Zeit ihr bescheidenes, trauerndes Hoflager auf. — „Mein Zutrau'n soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr . . .“ so schrieb Königin Luise schon aus Memel an ihren Vater: — „Auf dem Wege des Rechts leben, sterben, Brod und Salz essen, — nie, nie werde ich unglücklich sein, nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so wie ich von seinem Himmel heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute, oh, kein Mensch ergreift, genießt, empfindet es dankbar so wie ich, aber hoffen kann ich nicht mehr. Kommt Unglück, so setzt es mich auf Augenblicke in Verwunderung, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht, nur Unzuverlässigkeit des Guten unserer Seite (sic) bringt mich zu Grabe, da kann ich nicht hin, denn wir stehen hoch. Sehen Sie, bester Vater, so kann der Feind des Menschen nichts über mich . . .“ — Königin Luise gab ihrem Bruder, bei Gelegenheit seiner Abreise nach Paris, den schmerzvollen Auftrag, durch mündliche Vorstellungen und Bitten bei Napoleon eine Linderung der bisherigen Leiden für Preußen zu erwirken, da Kaiser Alexander's Verwendung vorläufig ohne Frucht geblieben war. Für den Erbprinzen, der die geheimsten Wünsche und Bestrebungen seiner königlichen Schwester

seit Jahren getheilt, sowohl ihren Franzosenhaß, wie ihr warmes Gefühl für Preußen's Ruhm und Ehre, war es ein schwerer Gang, — er sollte dem Manne jetzt als Bittender gegenübertreten, der seine Lieblingschwester mit der Lauge seiner Verleumdungen, mit dem Stachel seines Hasses, von fern und von nahe verletzt hatte. Er betrat den dornenvollen Weg nach Europa's damaliger Hauptstadt mit den Gefühlen eines Märtyrers, und noch in hohem Alter wußte er mit beredtem Ausdruck zu schildern, was seine Brust erfüllte, als er in Paris einfuhr. Er, der feurige, reichbegabte Mann von 28 Jahren, fühlte sich vernichtet in jeder Hoffnung, gelähmt in jedem Streben für die Zukunft, aber er war entschlossen, seiner fürstlichen Menschenwürde kein Titelchen zu vergeben, und dem allmächtigen Eroberer gegenüber fühlte sein Herz sich stark genug, an dessen Gewissen zu rütteln und den Kampf aufzunehmen, wenn es galt, den Namen und die Interessen seiner Lieben zu vertheidigen. Der einzige Trost, der ihm als ein persönlicher in Paris entgegentrat, war die Anwesenheit seiner klugen und erfahrenen Schwester Therese, der Fürstin Taxis, die dort seit Monaten beschäftigt war die weitverzweigten historischen Rechte und Privilegien des uralten Reichspostmeister-Hauses vor gänzlichem Untergang zu retten. Napoleon's Zeit war eine gewaltige und gewaltsame in jeder Richtung. Was galt ihm historisches Recht? was politische Moral? Aus

dem Chaos und Elend, das seine siegreichen Waffen stets hinter sich zurückließen, wollte er eine neue Universalmonarchie schaffen, ohne durch eine belebende, verjüngende Idee getragen zu sein. Er verkannte die wahren Tendenzen des gegenwärtigen Menschengeschlechts und an der Universalherrschaft über Europa wird Jeder scheitern, der es nochmals versuchen sollte. „Napoleon's Consulat war eine Erlösung von der Anarchie, sein Sturz war eine Erlösung von der Tyrannei. „Er wußte ebenso wenig Maaß zu halten mit seiner Macht in Europa, wie den Grad seiner „Nützlichkeit für Frankreich zu erkennen; die Ruhe und „Sicherheit wußte er Frankreich wiederzugeben, nicht aber „eine gesegnete Freiheit, und nationaler Ruhm ist kein „täglich Brod, sondern nur ein Mittel der Berausung.“ . . . So urtheilt heute über ihn ein Veteran französischer Staatskunst. Damals aber, im Jahre 1807, stand der moderne Cäsar im Zenith seines Ruhms und seiner continentalen Macht, und seine Allgewalt schien für lange befestigt. Er war noch nie geschlagen, wo er befehligt; er hatte die Frau noch nicht verstoßen, die ihm den Weg des Ruhms eröffnet hatte; — Pitt war todt und 7 Jahre sollten die großen Coalitionen ruhen; und die spanischen Verwickelungen hatten noch nicht zum ersten heroischen Volkskriege geführt, den ein Wellington auszubeuten kam. — Aber schon hatte Talleyrand, dieser größte politische Instinct seines Zeitalters, im August 1807 freiwillig das

Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten Monsieur de Champagny abgetreten, um in vornehmer Zurückgezogenheit und beschaulicher Muße dem Verlauf der zweiten Hälfte des Empire nur beobachtend und abwartend zu folgen. Am 1^{ten} November hatten beide Mecklenburgischen Erbprinzen ihre erste Audienz bei Napoleon. — Der Hof war in Fontainebleau; man kam gerade aus der Messe in großem Galla, der Kaiser in dem gewissen weißseidenen spanischen Kostüm, zu dem sein südlichdunkler Teint bronzefarbig abgestochen haben soll. Darauf haben beide Prinzen mit dem Kaiser und der Kaiserin allein gespeist; Napoleon zeigte sich wortkarg und abstoßend, die Kaiserin Josephine aber freundlich und gewinnend, wie jede lebenswürdige Pariserin. In ihr fanden sie vom ersten Tage an ein wohlwollendes und für fremdes Unglück mitfühlendes Herz, das sich nie verleugnet hat; ihre Güte versprach stets das Beste jedem, der ihre Verwendung anrief, aber die Erfüllung ward häufig im Strudel der Zerstreuungen vergessen. Das diplomatische Geschäft des Beitritts zum Rheinbunde war mit Champagny zu verhandeln; vorbereitet ward es durch Besprechungen der Herren von Brandenstein und Graf Schlig mit M^r de la Bernardière, chef de la seconde division des affaires étrangères. — Der damalige Herzog von Oldenburg war zu gleichem Zweck in Paris anwesend; auch er ist gleich seinen beiden Leidensgefährten Monate lang hingehalten

worden, vielleicht aus hochmüthiger Absicht, vielleicht auch nur, weil die allgewaltige imperialistische Politik wenig Muße fand, sich mit dem Schicksal deutscher Fürsten zu befassen, die so spät sich unterwarfen! Da galt es nun, aus der Noth eine Tugend zu machen, und in den amtlichen und geselligen Kreisen Umschau zu halten. Die damalige Pariser Gesellschaft erscheint als ein Chaos der verschiedensten Elemente. Napoleon als Sonne inmitten seiner Geschwister, seiner Marschälle und Minister, seines Hofes und aller der Planeten, die Verdienst oder Ruhm, Geschick, Gunst oder Intrigue heraufgezogen hatte zu hohem Einfluß und Reichthum. Unter dem goldenen Flitter neugeschaffener Größen ließ das Niedrige der Herkunft und Vergangenheit sich nicht immer verbergen, unter der servilen Thätigkeit manches Kaiserlichen Beamten versteckte sich der alte Republikaner und Terrorist, und der Corporal kam unter manchem Federhut zum Vorschein. Daneben, oft in scheuer Abgeschiedenheit, wenige Ueberbleibsel des alten Königlischen Hofes und der Aristokratie, soweit sie der Guillotine entgangen und aus der Emigration zurückgekehrt waren. Für die Diplomaten dagegen war das damalige Paris die wahre Arena, Zuschauerraum und Bühne und Couliße zugleich. Mit alleiniger Ausnahme des im Kampfe ausdauernden, kriegsgelaunten England's hatte fast die ganze Welt mit ihren Staaten und Völkern ihre Vertreter beim neuen Cäsar; Botschafter, Gesandten,

Agenten; von allen Arten und für sehr verschiedene Zwecke; von allen Dynastien und neugeschaffenen Staaten; vom Grafen Metternich bis zum Geschäftsträger des Großherzogthums Frankfurt und des Herzogthums Warschau; und über ihnen allen Napoleon, ein zweiter Jupiter tonans! Zwischen Frankreich's alten Partheien erscheint er dagegen stets in der Rolle des Vermittlers, verwischend und vermischend, um die Einheit des geretteten Staats zu stärken und sein eigenes neues Regiment zu befestigen. Die schönen Künste wurden durch seine Sonnenstrahlen — wenn nicht erwärmt, so doch vergoldet, (Canova, David, Gerard, Isabey, Spontini). Die Tempel der Tragödie, des Schauspiels, der Oper und des Tanzes feierten damals ihre glänzendsten Feste (Talma, M^{lle} Georges, Garat, M^{mes} Grassini und Colbran, die beiden Gardel und Clotilde). Denon hatte schon einen Theil von Europa's Kunstschätzen zusammengerafft und in den Pariser Museen aufgestellt, zum eitelen Stolz der Franzosen, und neue Plätze und Brücken erhielten zu gleichem Zweck Namen nach Buonaparte's Triumphen. Es war die Zeit, wo das neue Jahrhundert mit dem Empire seine Glitterwochen hielt, während die vergangene Zeit im geistigen und im geselligen Leben ihren ganzen Einfluß noch übte. Der Kaiser hatte sogar die Etiquette und die äußeren Gebräuche des alten Hofes so eben wieder hergestellt; er hielt alle Morgen um 9 Uhr Levés ab in

Galla, des Sonntags zur Messe schritt der Hof en cortège, oft in spanischem Kostüm, die sénateurs mit ihren Mänteln und Federbarets, und bei den Hofconcerten durften nur die Glieder der Kaiserlichen Familie sich setzen. Bei einem dieser Levés, zu denen Zutritt zu haben für eine Auszeichnung galt, da derselbe die Gelegenheit bot, den Kaiser täglich zu sprechen, ereignete sich folgende Scene. Der Kaiser hatte dem Erbprinzen Georg, auf seine Bitte und wegen seiner Harthörigkeit, gestattet, dasjenige was er ihm gerade zu sagen hatte, ihm nach beendigtem Levé vorzutragen zu dürfen. Ein solcher Fall war eingetreten, der Erbprinz verhandelte wegen des Contingents zum Rheinbunde, der Kaiser hatte ruhig und höflich geantwortet, und jener wollte eben das Zimmer verlassen, als der Kaiser mit plötzlich verändertem Ton und spöttelnder Miene ihn frug, ob er Nachrichten habe von seiner Schwester, der Königin von Preußen. Der Erbprinz: „Ja, Sire.“ — Der Kaiser: „Befindet sie sich wohl?“ — Der Erbprinz: „Nein, Sire, und das kann sie auch nicht.“ — Napoleon: „Warum nicht?“ — Der Erbprinz: „Weil sie sich in ihren theuersten und gerechtesten Hoffnungen getäuscht hat. Nach den mit Euer Majestät abgeschlossenen Tractaten müßte der König bereits in Berlin zurück sein; da diese jedoch unerfüllt sind, so muß die Königin den ihr begreiflicherweise so sehr am Herzen liegenden Wunsch unerfüllt sehen, ihre nahe bevorstehenden Wochen in Berlin

zu halten, und das kann nur höchst nachtheilig auf ihre Gesundheit wirken. „ — Napoleon, im Zorn: „Das ist nicht meine Schuld, das ist ihre Schuld dort, sie haben den Krieg gewollt und das sind die Folgen!“ — Der Erbprinz: „Der Friede ist geschlossen und die Tractate gleichfalls.“ Napoleon: „Ich kann mich durchaus nicht auf den König verlassen, er ist weder Militair noch Politiker, ich kann daher nicht das geringste Vertrauen in ihn setzen.“ — Der Erbprinz: „Verzeihen Sie, Sire, ich kann diese Ansicht nicht theilen. Der König ist allerdings durch Sie besiegt, das kann seinem militairischen Ruhm jedoch nicht schaden, da Ihr überwiegendes Feldherrntalent so allgemein anerkannt ist. Wenn Sie behaupten, daß er kein Politiker ist, so haben Sie allerdings recht, denn wäre er es, so würde er den Separatfrieden gewiß angenommen haben, der ihm zweimal durch Sie angeboten war. Warum lehnte er aber denselben ab? wahrlich nicht in dem Glauben, Sie zu besiegen, — denn die Lage der Dinge hatte sich zu jener Zeit schon so gestaltet, daß dieser Glaube Thorheit gewesen wäre. Der einzige Grund der Ablehnung war daher lediglich die Achtung, die Ehrfurcht — kann man sagen — die ihn für ein gegebenes Wort erfüllt: er hatte dem Kaiser von Rußland feierlich versprochen, mit ihm zu siegen oder zu fallen, und so hatte er nach seinen Grundsätzen keine Wahl. Gerade dieser politische Fehler also muß Sie, Sire, wenigstens mit dem größten Ver-

trauen zu ihm erfüllen, zumal unter den gegenwärtigen Umständen, wo es klar am Tage liegt, daß der König für sein eigenes Interesse nicht besser sorgen kann, als dadurch, daß er die mit Ihnen abgeschlossenen Tractate hält.“ — Napoleon, mit großer Heftigkeit: „Nein! ich kenne sie dort besser, wie Sie, ich kann nur das größte Mißtrauen hegen, et je les écraserai à la première bêtise qu'ils feront!“ — Der Erbprinz, seine innere Indignation bekämpfend, erwiderte in ruhiger Fassung: „Nun gut, vernichten Sie sie, wenn Sie sich dazu gezwungen fühlen sollten, aber bis die Schuld, bis also diese traurige Nothwendigkeit Sie dazu treibt, so versäumen Sie es wenigstens nicht, sich auch edel und großmüthig zeigen zu wollen.“ — Napoleon ward ruhiger und sagte mit ziemlich sanfter Stimme: „Ihre Schwester die Königin hat viel Verstand, sie hat überhaupt viele gute Eigenschaften, sie hat aber nicht Einfluß genug, sie hat nur so viel als gerade nöthig ist um alles zu verwirren (pour tout embrouiller).“ — Der Erbprinz: „Die Königin hat nie Einfluß zu erhalten gesucht, sie antwortet nur, wenn der König sie fragt; wollen Euer Majestät sie jedoch verantwortlich machen, so wird sie in Erwägung dessen, was auf dem Spiel steht, gewiß diese Verantwortung übernehmen.“ Napoleon höhniisch: „O, wenn ich mich auch auf diese verlassen könnte, so würden Ihre übrigen Schwestern wieder den Krieg anzufachen suchen.“ — Der

Erbprinz: „Welche? — Meine Schwester von Paris vielleicht, welche schon seit 6 Monaten hier ist, um Euer Majestät zu bitten, das Wohl ihrer Familie zu retten und wiederherzustellen? — Oder die Herzogin von Sachsen-Gildburghausen, deren Gemahl bereits im Rheinbund steht und daher nur Gutes von Ihnen zu erwarten hat?“ — Napoleon, mit steigendem Hohnlächeln: „Nun, vielleicht die Prinzess Solms.“ — Der Erbprinz, trotz dieser so kleinlichen Erbärmlichkeit, zwang sich zum Lachen: „Wirklich, Sire, ich hätte nicht geglaubt, daß Sie sich vor jungen hübschen Frauen fürchten könnten!“ — Napoleon war gezwungen mitzulachen, und der Erbprinz benutzte diesen Moment auf's Neue, um den Versuch zu machen, wenigstens von den unerschwinglichen Contributionen Preußen's etwas abzubringen. Napoleon verfiel jedoch sogleich wieder in sein kaltes, höhnisches Lächeln: „O, eine gute Ernte, und das alles ist wieder gut gemacht.“ — Der Erbprinz: „Sie denken gewiß an Ihre schönen südlichen Provinzen, die von der Natur so reich gesegnet sind; da Sie jedoch die Brandenburger Marken durch eigenen Augenschein haben kennen lernen, so müssen Sie wissen, wie wenig das von Ihnen Gesagte anwendlich ist.“ — Während der Discussion über diesen traurigen Gegenstand unterbrach Napoleon den Erbprinzen mehrere Male mit den Worten: „Ach Sie reden wie ein junger Mann“ (*Vous parlez comme un jeune homme*). — Als der

Erbprinz vom Kaiser ziemlich höflich entlassen war, wandte er an der Thür noch einmal um, und trat bescheiden, aber fest vor denselben hin: „Verzeihen Sie mir die Freiheit, nochmals zurückzukehren, aber Euer Majestät haben geäußert, daß ich wie ein junger Mensch rede, und demnach muß ich wenigstens erklären, daß ich von allem Gesagten nichts zurücknehme.“ — Wie groß war seine Verwunderung, als der Kaiser in durchaus ruhigem, höflichem Ton hinzufügte: „O, ich wollte sagen, wie ein junger Mann, der seiner Familie sehr attachirt ist,“ — womit die Audienz ihr Ende hatte. Zu Hause angekommen überlegte der Erbprinz die Folgen des Erlebten; er hatte den Kaiser in ausbrechendem Zorn gesehen, sobald sein kalter Hohn von ihm gewichen war, und ruhiger Augenblicke hatte die Unterredung nur wenige geboten; bei einem Charakter, wie dem seinigen, war alles zu fürchten, sogar der Weg nach Vincennes! Seine erste Sorge war daher, seinem Vater das Vorgefallene zu melden und auf die möglichen Consequenzen desselben vorzubereiten; er war sich bewußt, als Deutscher Fürst und als Schwager des Königs von Preußen seine moralischen Pflichten erfüllt zu haben, aber er war keineswegs ohne Sorge um den Stand seiner eigenen Interessen. „Was hülfte uns unsere eigene Existenz“ — schrieb er — „wenn Preußen in Deutschland untergehen soll“ . . . Auch den Preussischen Gesandten und den, wegen Abminderung der Kriegs-

contributionen nach Paris gesandten Prinzen Wilhelm von Preußen setzte er von dem Gesagten in Kenntniß, erteilte seinem homme d'affaires (M^r. de Mackau) die nöthigsten Weisungen für die Zukunft und erwartete ruhig, was da kommen würde, — und siehe da! es kam nichts, — im Gegentheil: bei dem ersten Levé, das er wieder besuchte, näherte sich ihm Napoleon mit größerer Höflichkeit als bisher und behandelte ihn von dieser Unterredung an stets in gleicher Weise. — „Voilà un prince, qui est bien, il a su se faire sa place“ — äußerte gegen Wilhelm von Humboldt der Prince de Talleyrand, dessen Bekanntschaft der Erbprinz bei der Fürstin Taxis gemacht und dessen kühle Rathschläge ihm von großem Nutzen waren; und bei einer anderen Gelegenheit sagte derselbe zu einem seiner Freunde: — „c'est un prince, qui a du coeur et de l'honneur.“ — Aber wir sehen den Erbprinzen in Paris auch in anderer Weise seiner Natur treu bleiben: er suchte und verlangte auch hier nach einzelnen natures d'élite, denen er die Aufmerksamkeit seines Geistes und die Zuneigung seines Herzens widmen könne, und man wird wohl leicht errathen, daß er solche ihm entsprechende Naturen nur in einzelnen, durch Unglück und Entfagung geläuterten Frauen des Faubourg St. Germain finden konnte, — unglücklich gleich ihm, aber auch unentweicht, wie er, an Geist und Herz. Und dennoch wußte er mit eben so viel Gewandtheit wie gefelligem Tact

zu leben in jenem chaotischen Menschenknäuel der officiellen Salons, und wußte Allen, die ihn kannten, Interesse und gute Meinung abzugewinnen. Seine Bekannten müssen ihm ein freundliches Andenken sogar bewahrt haben, denn 1811 antwortet er an Jemanden in Paris: — „Ueberhaupt freut es mich, daß mein Ruf sich noch so gut erhält. Der deutsche Prinz gilt, wie bekannt, leider gar nichts in Paris, Einfluß hatte ich gar keinen, hübsch oder reich war ich auch nicht genug um Effect zu machen, also kann es mir wirklich schmeichelhaft sein.“ — Er fürchtete oft, er werde seine stille Trauer nicht bezwingen können, und gerade der Ausdruck derselben, ohne Troß und ohne Ironie, scheint dem Bruder der Königin Luise weit besser gestanden zu haben, als etwa Vergnügungssucht oder gezwungene Lustigkeit. Beide Mecklenburgischen Erbprinzen scheinen in Paris sowohl durch ihr gegenseitiges offenes Einverständniß sich Achtung erworben, als auch einen besonders guten geselligen Eindruck hinterlassen zu haben durch angeborene Liebenswürdigkeit, feine Lebensart und edle Ausdrucksweise. Eine 80jährige Gönnerin derselben, Madame de Coislin, née de Nesle, (— man nannte sie im Faubourg St. Germain: le dernier rejeton de la cour de Louis XV.) — diese alte Dame, als man ihr ein edles und hübsch angebrachtes Wort der Königin Luise hinterbracht, hat ausgerufen: „mais c'est du Mecklenbourg tout pur!“ — Es ist natürlich, daß

ein von der Natur so reich und vielseitig begabtes Wesen, wie das des Erbprinzen Georg, in vollem Maaße alles, was das damalige Paris zu bieten hatte, sich zu Ruhe machte: die reifen Früchte aller Künste hat er genossen, wie Italien ihn einst hatte genießen lernen, und alle Anregungen des Geistes, in ernster wie in frivoler Beziehung, im geschäftlichen Leben wie in den Salons, haben in seinem, stets Früchte treibenden, Innern ein reges Echo gefunden. — „Du kannst so göttlich ernst und so göttlich frivol sein“ — schreibt ihm eine seiner Schwestern. Diese 6 Monate in Paris haben einen bestimmenden Einfluß auf seine fernere Entwicklung ausgeübt: sein männlicher Charakter war gestählt durch die Reibungen der großen Welt, und sein Gemüth hatte gelernt, vor der Eitelkeit und Nichtigkeit des großen Haufens seine besten Schätze in die heilige Stille der eigenen Brust zu retten. — Das Geschäft, welches ihn an Paris fesselte, fand endlich seinen Abschluß; die Acte betreffend den Beitritt von Mecklenburg-Strelitz zum Rheinbunde ward von Napoleon unterzeichnet, und im Mai 1808 konnte der Erbprinz in sein Vaterland zurückkehren, vom dankbaren Vater mit offenen Armen empfangen und gefeiert durch öffentliche Ovationen der Strelitzer. Die beiden Herzogthümer Mecklenburg haben, weder durch die Souveränitätserklärung ihrer regierenden Herzöge, noch durch ihren Eintritt in den Rheinbund, wesentliche Wandelungen erfahren. Sie hatten weder ihre

Gränzen zu verändern, noch in ihrem Innern Annexionen vorzunehmen; sie brauchten weder ihre alten germanischen Stände gewaltsam abzuschaffen, noch ihren gesammten inneren Staatsorganismus neu zusammenzuschweißen. Maaßregeln dieser Art, oft voll Härte und Uebereilung, womit die südwestlichen Staaten des Rheinbunds ihre Neugeburt einweiheten, mögen dort theilweise durch die eiserne Nothwendigkeit geboten worden sein, hier in Mecklenburg dagegen wäre die Abschaffung der bestehenden Institutionen ein Act des Muthwillens gewesen, von dem die Landesherren so weit entfernt waren, daß sie im Gegentheil auf's Neue den L. G. G. Erbvergleich von 1755 bestätigten. „So standhaft ich immer meine Rechte behaupten werde, so will ich auch nicht, daß durch mich irgend Jemandes Recht gekränkt werde“ — lautete des greisen Herzogs Carl unerschütterliche Gesinnung. Mit Ausnahme der obligatorisch einzuführenden allgemeinen Conscription zur Stellung des vertragsmäßigen Rheinbunds-Contingents, brachte die neue Zeit in Mecklenburg nicht viel Neues, und Landesherrliche Commissarien verhandelten wegen der aufzutreibenden Kriegssteuern mit getreuen Ständen von Ritter- und Landschaft gemächlich weiter über Römermonate u., als wenn das Römische Reich niemals zusammengebrochen sei. — Der Erbprinz nahm schon damals an allen Landesgeschäften den thätigsten Antheil, und schon seit dem Ende des Jahres 1804 war er von seinem Vater förmlich in die

Regierung eingeführt worden. In jenem Jahre war an des abtretenden Geheimrathspräsidenten von Dewitz (auf Milzow) Stelle der alte Minister Scherpelz als Chef der Strelitzer Regierung eingetreten. Als jüngere Kräfte standen ihm die Regierungsreferendarien von Dörzen und von Penz zur Seite, welche nach seinem Tode (1809) beide zu Staatsministern erhoben wurden. Das Land hat in den Unglücksjahren von 1806—13 gewiß Unfägliches gelitten, sowohl durch Durchmärsche, Einquartirung und Requisitionen, als noch mehr durch die Continentsperre, die seinen Getreideexport nach England vernichtete, — aber es hat jene Zeiten mit der, einem ackerbauenden Volke eigenthümlichen Zähigkeit überwunden, ohne gewaltsame Störungen und Verwandelungen. Die Gebote der unleidigen Politik veranlaßten im October 1808 den Erbprinzen Georg, wiederum nach Erfurt und Weimar zu reisen, zur Entrevue der Kaiser Napoleon und Alexander, um welche sich fast sämtliche Souveraine damaliger Zeit versammelten; sein Herz aber sehnte sich nach Königsberg, zu den theuren Verwandten, deren Rückkehr nach Berlin schon so lange ersehnt wurde und stets hinausgeschoben werden mußte. Erst im Frühjahr (am 30^{ten} Mai) 1809 reiste er von Strelitz dahin ab. Es war die Zeit des ersten Aufflackerns des deutschen Nationalgefühls. „Sie müssen fühlen“ — schreibt er aus Strelitz vom 3^{ten} Mai — „wie „jede wenigstens rechtliche Seele in Freude strahlen muß

„durch die Oesterreichischen Bülletins. Ich versichere Sie,
 „Sie würden diesen kleinen Ort gar nicht wiedererkennen;
 „alles, Groß und Klein, hat das Fieber, so daß die
 „Polizei hat Maßregeln nehmen müssen, um Ausbrüche
 „und Excesse zu vermeiden! Urtheilen Sie daher, was
 „uns bewegt, uns! und ob ich begreife, daß das Volk
 „in Berlin wie elektrisirt ist. . . Was Schill betrifft, so
 „kann ich seine Desertion nicht so sehr beklagen, wie Sie.
 „Wenn Oesterreich unterliegt, so sind Sie in Preußen auch
 „verloren, und Sie würden es auch sein ohne diese De-
 „sertion und trotz des freundschaftlichsten Verhaltens gegen
 „Napoleon, gerade ebenso als wenn Sie sich gegen ihn
 „Gewaltthätigkeiten erlaubt hätten. Wer weiß dagegen,
 „was dieser junge Kopf, kühn und glücklich, noch für die
 „gute Sache thun kann? Die That bleibt ohne Zweifel immer
 „dieselbe, — so daß, wenn sein Unternehmen verunglücken
 „sollte, sein Ende leider nur traurig sein kann; aber wenn
 „er der Befreier würde?! Wäre es das erste Mal, daß ein
 „Krieger seinem Könige die wiedereroberte Hälfte seines
 „Reichs zu Füßen legt, neben dem Eingeständniß seinen
 „Kopf nichtsdestoweniger verwirkt zu haben!?“ — In
 schneidendem Gegensatz zu diesen Hoffnungen mußte das
 Strelitzer Contingent Anfangs März bereits nach Stralsund
 und weiter marschiren, um die Küsten bewachen zu helfen
 . . .! — Auf seiner Reise nach Königsberg sprach der
 Erbprinz in Preussisch-Stargard den alten Blücher,

damals Divisionair für Pommern; der trug ihm ganz ernsthaft die Bitte für den König auf: man möge ihm nur 30000 Mann anvertrauen und er werde alle Franzosen aus dem Lande jagen! — Damals hielt man in Königsberg ein solches Wort für Irrsinn. — Endlich am 6^{ten} Juni ward dem Reisenden die langersehnte Freude der Wiedervereinigung zu Theil; die Preussischen Majestäten kamen ihm vor Königsberg entgegengefahren und führten ihn sogleich nach ihrem kleinen Landsitz, den sogenannten Hüfen. Dort, in ihrer nächsten Nähe, in einem ganz kleinen Gartenhause wohnend, hat er 3 Monate bei ihnen gewohnt, — eine wehmüthige, glückliche Zeit. „Es nagte „ein Wurm an dieser sonst so schönen Pflanze,“ — schreibt er über seine Schwester; — „wie eine Verklärte „sah sie aus. Ein Trost war der unglücklichen Preussischen Familie geblieben, der Friede mit Gott und „der Welt, aber auf einem Dornenlager . . .“ —

Im September traf der Erbprinz wieder in Strelitz ein, von wo die Prinzess Solms, seine jüngste Schwester, statt seiner nach Königsberg eilte. Auch Frau von Berg, der Königin Freundin, war längst bei ihr gewesen. — Den October und November brachte der Erbprinz in Gildburghausen zu, gefesselt durch ein mühevollles, obwohl für ihn sehr ehrenvolles Geschäft. Es galt, zwischen dem damaligen Herzog, seinem Schwager, und dessen Landständen den Frieden herzustellen und eine durch Krieg,

Glend und Verschulden beider Theile gänzlich gestörte Finanzwirthschaft neu zu regeln und zu befestigen, — und beide Theile scheinen den Erbprinzen und dessen Vater als Schiedsrichter, Curatoren und Garanten erwählt zu haben. —

Aber endlich nahte der Moment, so lange ersehnt, so heiß ersehnt, wo die Residenz Berlin ihr theures Königshaus wiedersehen sollte. — Es war am 23^{ten} December 1809 wo König und Königin nach dreijährigem Exil ihren feierlichen und freudigen Einzug hielten, nachdem die französischen Besatzungen das Feld geräumt hatten. Daß die ganze Strelitzer Familie an jenen Freudentagen in Berlin nicht fehlte, braucht kaum gesagt zu werden, sogar die greise Großmama erschien; — und wie mußte sich der Jubel in diesem Familienkreise nach einigen Monaten steigern, als es hieß, ihre Luise werde das Vaterhaus auffuchen . . . ! Da war in dem kleinen Strelitz kein Auge, das nicht voll Stolz gefunkelt, oder von Freudenthränen erfüllt gewesen wäre, als Königin Luise am 25^{ten} Juni 1810 bei ihrem Vater ihren Einzug hielt, — man wallfahrtete ihr entgegen, man bekränzte ihren Wagen und bestreute die Landstraße vielfach mit Blumen und Grün, — kurz, ein herzinniger Triumphzug von der Landesgränze bis in's Schloß ihres ehrwürdigen Vaters. Und als nun drei Tage später in seiner Weise still und fast unmerkbar, auch König Friedrich Wilhelm III. angefahren kam, und die gesammte Familie

sich gegen Abend anschickte, nach dem Landsitz Hohenzieritz überzufiedeln, da schrieb die Allgefeierte in dem Jubel ihres Herzens, heimlich auf ihres Vaters Pult: „*Mon cher père, je suis bien heureuse aujourd'hui, comme Votre fille, et comme épouse du meilleur des époux.*“ — Aber es war in Gottes Rathschluß bestimmt, daß auf die größte Freude, die alle Herzen damals erfüllte, der heftigste vernichtendste Schmerz auf dem Fuß folgen sollte. Drei Wochen nach ihrem Eintreffen in Hohenzieritz hauchte nach kurzer Krankheit die engelgleiche Luise dort ihre edele Seele aus, in den Armen ihres trostlosen Gemahls, ihres Vaters, ihrer Kinder und Geschwister . . . Dieser Tod der Königin Luise an einem Herzleiden (den 19^{ten} Juli 1810) war mehr als ein Trauerfall, als ein Familienunglück, — es war ein Ereigniß. „Unsere Königin ist am gebrochenen Herzen gestorben“ — dies Gefühl durchzitterte jede Preussische Brust, und erwärmte einerseits die Liebe des Volks zu dem durch Unglück gestählten Könige, sowie es anderseits den Haß gegen Napoleon auf's Neue schürte. Auch jeder deutsche Patriot betrauerte in der Verklärten die Trägerin deutscher Gesinnung inmitten vaterländischer Erniedrigung, und ihr frühzeitiger Tod in voller Schönheit und Jugendkraft verlieh ihr den Strahlenkranz des Märtyrerthums. Zu Aspern, zu Tyrol, zu den Namen des Braunschweiger's und Schill's, gesellte sich der Name Luisen's, denn Ruhm, Treue, Kühnheit und edles,

unschuldiges Dulden bedurften ihrer Vertreter, um die schlafenden Schätze des Vaterlandes für die entscheidende Stunde der Auferstehung nicht verloren gehen zu lassen.

„Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,“
 „Dann ruft Dein Volk, dann, Deutsche Frau! erwache,“
 „Ein guter Engel für die gute Sache“ —

so besang Theodor Körner der Verklärten Büste von Rauch, und später, zur Zeit der nationalen Erhebung:

„Und wie einst, alle Kräfte zu beleben,“
 „Ein Heil'genbild, für den gerechten Krieg“
 „Dem Heeresbanner schützend zugegeben,“
 „Als Drifflamme in die Lüfte stieg:“
 „So soll Dein Bild auf unser'n Fahnen schweben“
 „Und soll uns leuchten durch die Nacht zum Sieg.“
 „Luise sei der Schutzgeist deutscher Sache,“
 „Luise sei das Lösungswort der Rache!“ —

Und Friedrich Wilhelm III., als er 1814 sieg-
 gekrönt aus Paris heimkehrte, schrieb heimlich in seines
 Schutzengels ehemaliges Tagebuch: „Am 31^{sten} März mit
 „meinen Garden eingezogen in Paris.“ — Dieser Todes-
 fall, der eine so tiefe Kluft riß in den Kreis zweier Familien,
 knüpfte die Bande der Liebe um so fester zwischen dem
 trauernden Könige und den Geschwistern der Verklärten.
 Unter diesen hat des armen Erbprinzen Gemüth gewiß am
 tiefsten gelitten, denn er stand derselben im Leben am
 nächsten.

„Die Schönheit meiner herrlichen Schwester von
 „Preußen (so schreibt er noch nach langen Jahren) war
 „so rein und edel, und drückte so ganz den Himmel aus,
 „der in ihrer Seele lag, daß man durch dieselbe nie an
 „die Griechische Götterwelt erinnert ward, so sehr man
 „diese Welt auch lieben muß und, durch die Form allein,
 „wohl an sie hätte erinnert werden können. Man hatte
 „beim Anblick der herrlichen Frau das Gefühl, daß Gott
 „der Erde einen Engel zum Segen gesandt, und daß Er
 „es ihm erlaubte, sich in seiner wahren Gestalt zu zeigen,
 „damit die Erde dem Engel auch das Vertrauen und die
 „Liebe schenken und dadurch das vielfache Gute genießen
 „und erkennen möge, welches durch sein Verweilen hienieden
 „der Menschheit zu Theil werden sollte.“ — In jenem
 Sommer des Jahres 1810 ward sein zerrissenes Herz einer
 neuen Prüfung unterworfen: seine jüngste Schwester lag
 in Teplitz auf den Tod, und beide Brüder, sowie Frau
 von Berg sind an ihr Krankenlager geeilt und haben ihre
 Besserung dort abgewartet. Dort in Teplitz trat der Erb-
 prinz zuerst in näheren persönlichen Verkehr mit Göthe,
 welcher dort Brunnen trank, — eine Bekanntschaft, welche
 bis zu des Dichterkönigs letzten Tagen sich immer inniger
 gestalten sollte. Geistige Erholung und Erleichterung für
 das trübe Herz fand er damals nur in dem schriftlichen
 Verkehr mit einigen Auserwählten, vor allem mit seiner
 mütterlichen Freundin, der Frau von Berg, der er nach

eigenem Bekenntniß seine ganze Herzenserziehung verdankte. Sie lebte während der Kriegsjahre abwechselnd in Berlin und in Giewitz, dem Gute ihres Schwiegersohnes, des Grafen Voß, und ihr Weg führte sie stets über Strelitz. Der damalige Hof seines 70jährigen Vaters scheint dem Erbprinzen, dem feurigen, dreißigjährigen Mann, dessen Geist nach Wiederhall und Anklang lechzte, nur wenig Befriedigung geboten zu haben. Eine höchst verehrungswürdige, engels gute Großmutter von 80 Jahren, die Landgräfin George von Hessen-Darmstadt, vertrat seit Jahren die Stelle der Hausfrau, und zwei Onkel des Erbprinzen, Prinz Ernst von Mecklenburg-Strelitz und Prinz George von Hessen-Darmstadt, zu ihrer Zeit brillante Herren, verlebten als invalide Pilger in Strelitz ihre letzten Tage. — „So lange man noch recht thätig für Andere arbeitet,“ — schreibt damals der Erbprinz — „geht es wohl auf eine kurze Zeit, aber spät oder früh kommt man doch auf sich selbst zurück.“ Und bei alle dem gab es keinen liebevolleren, aufmerksameren Sohn, als der Erbprinz es seinem, ihm von ganzer Seele vertrauenden Vater gegenüber war. Aber des Prinzen Gemüthszustand scheint seit dem Tode der geliebtesten Schwester ein so erschütterter, geknickter, gewesen zu sein, daß sein Vater ihn ernstlich anhielt, seinen Geist abzulenken durch körperliche anhaltende Beschäftigung und durch das Leben in freier Natur. Langes und rasches Reiten hat er damals oft geübt, und aus

jener Zeit datiren seine ersten Anfänge im edlen Hand-
werk. Nicht allein, daß er (wie schon gesagt) an allen
Regierungsgeschäften seit Jahren Theil nahm und des
Vaters gesammte Correspondenz zu führen hatte, sondern
er war bei allen Vorkommnissen Vermittler und Vertrauens-
mann, und seine gränzenlose Güte und Gefälligkeit im
Großen wie im Kleinen schien jedes Glied der Familie
zu berechtigen, davon Gebrauch zu machen. — „Die
Tribulationen aller Art“ — schreibt er aus jenen
Jahren — „nehmen täglich zu, so daß ich oft meines
„Lebens wohl überdrüssig bin, und deswegen die Jagd
„doppelt liebe, weil ich doch weiß, daß wenigstens so lange
„ich in dem Dickicht der Wälder bin, weder Kammerdiener
„noch Zofe, weder Vornehme noch Geringe mich mit
„ihrem Kram erreichen können, und ich statt dessen —
„wenn auch nicht dem höheren Ideal lebe, doch wenigstens
„der Natur ungestört genieße, und meinen Körper
„stärken kann durch Genuß der freien Luft und der Be-
„wegung Wo viel Licht ist, da lasse ich mir viel
„Schatten gefallen, aber wenn es so ist wie hier,
„so möchte man lieber gleich draußen bleiben im
„Walde! . . .“ — Einzige Befriedigung für täglichen inni-
geren Verkehr gewährte ihm die Anwesenheit seiner jüngsten
Schwester, die damals ihren dauernden Aufenthalt beim
Vater nahm. Der Beginn des Jahres 1811 vereinigte
sämmtliche Geschwister nach langer Zeit zum ersten Male

im Vaterhause. Später ist der Erbprinz wieder mit der Prinzess Solms in Tepliz gewesen. In dem nahen Eisenberg residirte Fürst Lobkowitz als ein wahrer Mäcen; dort ward des Erbprinzen Geburtstag durch Musikgenüsse außerlesener Art gefeiert: Concerte, Dramen, sogar eine Oper ward aufgeführt, durch Elemente wie die Cessi, wie Beluti und Siboni. Später besuchte er seine beiden Schwestern in Regensburg und Hildburghausen, und berührte auf der Rückreise Weimar, um Göthe wiederzusehen. Im lieben Vaterlande war es unterdessen von französischen Truppen niemals ganz leer geworden, und erst das Jahr 1812 brachte darin eine Aenderung, zugleich aber neue entsetzliche Lasten durch die Durchmärsche. Neustrelitz als Residenz hatte nur von letzteren zu leiden, stehende Garnisonen dagegen befanden sich häufig in den anderen Städten des Landes, und in Neubrandenburg oder Friedland schlugen die höheren Befehlshaber gewöhnlich ihr Hauptquartier auf. Man vertrug sich mit ihnen so gut man konnte; sie wurden öfters nach Strelitz geladen, sowohl zur Tafel als auch zur Jagd. Einst (am Napoleonstage oder aber zu Ehren der Taufe des Königs von Rom) mußte Herzog Carl alle französischen Offiziere in seinem Lande zur Gallatafel zu sich entbieten; — der alte Herr erhob sich mit dem Glase: „à la santé du jour!“ — war sein lakonischer Toast, den Namen des Bedrückers brachte er nicht heraus. Auch das

kleine Strelitzer Rheinbund-Contingent mußte den Riesen-
zug nach Rußland mitmachen; am 15^{ten} März 1812
marschirte es aus, in Stettin ward es vom Prince d'Eck-
mühl inspicirt und für seine gute Haltung belobt; über
Thorn ging es weiter, zwei Compagnien blieben in Wilna,
zwei andere waren mit in Moskau, — und Anfang 1813
kamen unter Davoust von den ausmarschirten 500 Mann
nur fünf Offiziere und einige 60 Mann heim! — Eine
neue Plage für das Land wurden die Nachzügler, und
namentlich die Ueberführung der Lazareth von Stettin
nach Magdeburg. Aber die Stunde der Befreiung begann
schon zu schlagen und auch dieses kleine deutsche Land
vergaß im Jubel der Begeisterung aller seiner Schmerzen,
des Fremdenjochs sich nur erinnernd um für die Befreiung
von demselben sein Letztes herzugeben. Noch im Januar
war der Erbprinz zur Confirmation des Kronprinzen in
Berlin gewesen und hatte den König noch Tags vor seiner
heimlichen Abreise nach Breslau gesehen; schon im Februar
erscholl von dort jener Preußische Aufruf, der ganz Deutsch-
land durchschallte; auch in beiden Mecklenburg fand er
seinen Wiederhall, und Herzog Carl erließ den Aufruf an
sein Land am 30^{ten} März. Die fürstliche Familie geht nach
Neubrandenburg, der Stargarder Convocations-Tag be-
willigt Gelder zur Bildung eines Husaren-Regiments von
4 Schwadronen, Freiwillige melden sich in Uebersahl, der
Herzog schickt sein Silberzeug in die Münze und Jeder gibt,

was er kann, was er hat! Ende März, während des Königs kurzer Anwesenheit in Berlin, hatte der Erbprinz dort den Anschluß unserer Schaar an die Preussischen Fahnen, sowie die nöthigen Vorbedingungen der Errichtung erwirkt, und schon im Mai führt der tapfere Warburg die C.-Husaren aus gen Schlesien, um alle die Vorbeeren des Yorkschen Corps von Wahlstatt bis Paris in blutiger Ernte pflücken zu helfen. — „Gott Lob, daß alle unsere Handlungen und Gedanken mit Ihm beginnen und endigen! — (schreibt der Erbprinz aus jener Zeit,) Diese Pflicht ist uns freilich für alle Umstände des Lebens vor- gezeichnet, aber ich empfinde sie heute, wo Gott uns so augenscheinlich beschirmt, mit einer solchen Kraft, daß alle ihr zuwiderlaufende Unterlassung mir wie Todsünde erscheint.“ — Und an einer anderen Stelle: „Die Unruhe und die wirklich gehäuften Geschäfte, welche dieser göttliche Zeitpunkt mit sich führt, gereichen besonders mir zur allerhöchsten Glückseligkeit . . . Könntest Du hier sein, um unser Glück zu theilen, sowie unseren Stolz, daß wir noch wahrhaftige Deutsche sind und daher werth der Zukunft, die, so Gott will, uns werden soll . . . So gerne ich sonst von hier gehe, so theuer ist mir jetzt dieser Aufenthalt, da alles in der göttlichsten Thätigkeit ist und ich mir das Zeugniß geben darf, keiner der Müßigsten und Unnützigsten zu sein . . . Es vergeht kein Tag, daß ich nicht Freudenthränen vergieße über

„den herrlichen Geist, der hier weht, gerade wie in
 „Preußen, so daß die jungen Leute weinen, wenn sie
 „ihrer allzu großen Jugend oder Schwächlichkeit wegen
 „müssen abgewiesen werden . . . Dieses Gefühl, wieder
 „als eine Nation dazustehen, sich bei äußerster Armuth
 „dennoch selig zu fühlen, weil sie noch das Eisen ergreifen
 „dürfen, wie es Gott und Menschen wohlgefällig ist und
 „das Letzte hingeben dürfen, um diesem Eisen Gedeihen zu
 „geben, und sich im Bunde mit solchen Menschen, mit
 „solchen Monarchen fühlen, — endlich wieder nach
 „sechsjähriger, schändlicher, schmachvoller Tyrannei
 „und Slaverei! Gegen ein solches Gefühl kommt doch
 „gar nichts!“ — — Außer einigen Russischen und Schwe-
 dischen Abtheilungen brachte der Sommer des Jahres 13
 dem Lande wenig Durchmärsche. Die ersten Kosaken kamen
 schon am 25^{ten} Februar durch Strelitz, während Berlin's
 Umzingelung; später folgte Tettenborn; im Juni war
 General Czernitschef mit seinem Streifcorps in Strelitz
 und Neubrandenburg. Gleichzeitig kam auch der Herzog
 von Cumberland, der erste Englische Prinz, der damals
 auf dem Continent landete, um in's Hauptquartier zu gehen.
 „Besonders diese letzten 14 Tage war das Gedränge
 „unglaublich, doch auch unaussprechlich interessant; ganz
 „vorzüglich aber heute vor 8 Tagen, wo der Kronprinz
 „von Schweden zur Musterung hier war;“ — schreibt
 der Erbprinz vom 8^{ten} August aus Strelitz — „an

„einem Tische saßen Engländer, Schweden, Russen, Deutsche, und sogar Franzosen, alle durch den Kampf für die gute Sache zu Brüdern vereint und unter ihnen der Kronprinz wahrlich nicht der unbedeutendste.“ — Bis zur Schlacht von Groß-Beeren schwanken die Hoffnungen und Befürchtungen; noch kurz vorher glaubt die herzogliche Familie vor Davoust, der Wallmoden weit zurückdrängt und Schwerin sogar bis zum 2^{ten} September inne hat, — nach Schwedt und über die Oder flüchten zu müssen. Da kamen die 3 großen Siege der letzten Augustwoche, und auch unser kleines Strelitz feierte sie mit patriotischem und christlichem Jubel, mit Tedeum und Freudenfeuer, und anderen Tages communicirte die herzogliche Familie in der Stadtkirche vor versammelter Gemeinde. Es kamen die blutigen, mörderischen Tage bei Leipzig mit ihren Sieges- und Befreiungsklangen! Prinz Carl von Mecklenburg-Strelitz, bei Möckern an der Spitze seiner heldenmüthigen Brigade schwer blessirt, kommt Anfangs November zur Pflege im Vaterhause an. Der Einzug des Schwerleidenden glich einem Volksfest voll stolzer Freude, — hatten doch die C-Husaren bei Möckern einen französischen Adler erobert! Der Erbprinz war Ende October in Berlin, sowohl um den anwesenden König zu begrüßen, als seinen Bruder abzuholen.

„Woher schreibe ich Dir? und unter welchen Umständen?!“ — (vom 30^{ten} October aus Berlin an seine

Schwester Therese) — „Worte habe ich nicht, schon lange
 „ nicht mehr! sondern bloß Freudenthränen, die ich auch
 „ schon tausendfältig kniend Gott zu Opfer dargebracht
 „ habe und eigentlich zum einzigen Opfer, das unserem
 „ Glück angemessen ist. Deutschland gerettet! Die
 „ alte edle deutsche Ehre wiedererrungen, zehnfach
 „ wiedererrungen! Der König, unser Carl, und alles was
 „ uns theuer ist, erhalten, mit Sieg und Ruhm gekrönt,
 „ sowie nur die Geschichte aller Zeiten je Sieg und Ruhm
 „ im glänzendsten Bilde darstellt. Ach beinahe ist es des
 „ Glückes zu viel nach so langen, bangen Jahren! O,
 „ nur Eins, nur Eins: unser Engel . . . und es
 „ bestände, was nicht auf Erden bestehen kann: voll-
 „ kommenes Glück!“ — Dieses Leid, daß Königin
 Luise die Auferstehung und Befreiung Preußen's und ganz
 Deutschland's nicht mehr erleben sollte, durchzieht wie ein
 rother Faden alle Briefe und Aussprüche ihrer Zeitgenossen
 und Verehrer, und war damals sehr allgemein verbreitet.
 Und an einer anderen Stelle schreibt er seiner Schwester
 von Taxis, die im Winter von 1813 auf 14 in ihrem
 Palais in Frankfurt a./M. den allirten Monarchen die Hon-
 neurs machte: — „Wie schade, daß die alte Göthe todt
 ist, daß sie die Wiedergeburt ihrer Stadt nicht erlebt, deren
 Fall ihr das Herz abgedrückt hat.“ — Was kennzeichnet
 besser des Menschen Herz, als die Fähigkeit für Andere
 mitzufühlen? —

Die Anwesenheit der Kaiserin Elisabeth von Rußland in Berlin im Januar 1814 führte auch den Erbprinzen dorthin; sein Aufenthalt ward aber sehr verkürzt und verkümmert durch die aus Strelitz eingetroffene Nachricht von dem plötzlich erfolgten Tode seines Onkels, des Prinzen Ernst. Die damaligen Nachrichten vom Kriegsschauplatz in Frankreich erfüllten die deutschen Herzen mit eben soviel Bangen wie Hoffen, bis denn endlich der triumphale Einzug der Verbündeten in Paris auch in unseren Kirchen mit Dankgebet und Hallelujah gefeiert werden konnte. Aber das Jahr 1814 bot nach dem Schlusse des blutigen Siegesdrama's die schwierige Aufgabe, Europa, im Großen wie im Kleinen, durch neue Verträge zu constituiren. Der Gedanke, in Wien auf's Neue seinen greisen Vater vertreten zu müssen, erschreckt und quält den Erbprinzen lange Zeit. Er reist am 3^{ten} September dorthin ab, begleitet vom treuen Schmalensee, berührt Berlin, Dresden, Prag und trifft am 17^{ten} in Wien ein, gleichzeitig mit dem Minister von Derzen.

Der Erbprinz hat die ersten Monate das Haus seiner Schwester von Taxis bewohnt, deren Salon auch in Wien allen geselligen und politischen Notabilitäten stets offen stand. Dort fand er in Hardenberg und Wilhelm von Humboldt alte Freunde wieder; dort fand er täglich Gelegenheit, das letzte Geistesprühn des greisen Fürsten von Pigne zu bewundern. Kaiser Franz empfing ihn gütig wie

immer und in freundlicher Einfachheit, die schöne Kaiserin Beatrice in sehr deutsch patriotischer Stimmung. — Friedrich Wilhelm III. stand auch in Wien in sehr herzlichem Umgange und verwandtschaftlicher Intimität mit der Fürstin Taxis und dem Erbprinzen. Bei ihnen ruhte er sich aus von der täglichen Gêne, kam häufig in ihre Loge, zu ihren Soirées, und aß auch öfters bei ihr, zuweilen mit dem Kaiser Alexander. Bei Kaiser Franz war alle Sonntage die Tafel ausschließlich für die Souveraine und die Prinzen aus den altfürstlichen Häusern. Täglich gab es Feste aller Art und außerdem vereinigten die Theater viele artistische Sterne Europa's in der Oper, dem Schauspiel und Ballet (unter anderen die Vigottini). Unter den Festen nennt der Erbprinz die bedeutungsvollsten und schönsten: das militairische Fest im Prater am 18^{ten} October und das Carroussel in der Kaiserlichen Manège.

„Das ist nun der dritte Tag daß Ball ist und mich
 „ekelt es so an, daß ich's kaum aushalten kann; sowie ich
 „aber in Paris bon gré mal gré dem Strome folgen
 „mußte, so auch hier. Denn hier wie dort sind die eigent-
 „lichen Geschäftsmänner, sobald sie sich nicht in der Welt
 „herumtreiben, hermetisch verschlossen; will man sich ihnen
 „also nähern, was man doch muß, so bleibt kein anderes
 „Mittel übrig als die Vergnügungen scheinbar mit dem-
 „selben Interesse aufzusuchen . . . Ich brachte fast diesen
 „ganzen Abend neben Lady Castlereagh zu, sowie ich mich

„denn überhaupt immer mehr an die Engländer halte. Sie
 „sagen wenigstens gerade heraus, was sie denken, und
 „haben keine arrière — pensée, wozu noch der un-
 „verkennbare Anstrich ihrer Nationalfreiheit hinzukommt,
 „der immer erfrischend wirkt und hier in diesem Intriguen-
 „nest doppelt wohlthut . . .“

Vor allen galt dem Herzog von Wellington seine volle Bewunderung und er schreibt über ihn nie anders, als in Ausdrücken innigster und größter Verehrung.

„Die Welt mit ihren Händeln, ihren Kriegen, ihrem
 „Ruhm und ihren Flecken muß vor ihm daliegen, wie die
 „Erde dem Wanderer, der mit scharfem Auge vom
 „hohen Gebirge auf sie herabblickt!“ — An einer anderen
 Stelle: „Es ist überhaupt unglaublich, was alles hier ist.
 „Geht es so fort, so ist man hier in Wien wie in der
 „anderen Welt, wo keine Trennung mehr existirt“ . . .
 „Es ist beinah ein Leben wie in Paris, nur daß freilich
 „weder die Schatten- noch die Lichtseite so bedeutend
 „ist, wie dort.“ —

Während die großen Europäischen Fragen allmählig ihrer diplomatischen Lösung entgegenreisten, wandelte auch den Erbprinzen, wie so manches deutsche Herz, Unruhe und Unbehaglichkeit an über die schleppende Ungewißheit, in der die inneren deutschen Angelegenheiten belassen wurden. In einem Briefe vom 2^{ten} December heißt es: „Kein Mensch
 „fühlte dies alles natürlicher, lebhafter wie Stein, und

„eben weil er so sehr davon durchdrungen war, wie man
 „besessen scheint, auf diese, im Grunde aus so edlen
 „Quellen entspringende deutsche Geduld loszufündigen,
 „fiel er an, im höchsten Aerger zu schreien: „o wir sind
 „ja so geduldig! gelt? wir sind's ja so wie Niemand
 „sonst! Sagen Sie, ist das eine schöne Geduld? oder
 „wie nennen Sie's? ist's eine Schafs-, eine Felsgeduld?
 „Herr Jesus! wenn wir nur nicht so schrecklich geduldig
 „wären!“ — Mit Genz hatte der Erbprinz häufige
 Unterredungen darüber, in häufigem Wechsel der Befrie-
 digung und der Enttäuschung. An einer anderen Stelle
 heißt es: „Ach daß ich doch den unglücklichen, mißhandelten
 „Mediatisirten hätte helfen können! für diese geschieht aber
 „eigentlich gar nichts; es ist schenßlich!“ — Es war
 die Zeit der Kriegsentschädigungen durch Ertheilung von
 Zuwachs an Land und Leuten, und so gewann in Wien
 auch unser Mecklenburg-Strelitz ein kleines Gebiet am
 Rhein mit 10000 Seelen, welches es Preußen gegen
 Geldentschädigung überließ. Gleichwie Sachsen-Weimar,
 Mecklenburg-Schwerin und Oldenburg, ward auch Meck-
 lenburg-Strelitz die Großherzogliche Würde auf dem Con-
 gresse zuerkannt. Es würde zu weit führen, alle Auf-
 zeichnungen des Erbprinzen aus jenen in Wien verlebten
 9 Monaten anzuführen; sie sind der Spiegel jener inhalt-
 vollen, gewichtigen Zeit, jener so oft und ausführlich be-
 schriebenen Epoche, welche, nach Napoleon's zweitem

Falle, eine fast 40jährige Periode Europäischen Friedens und Wohlstandes möglich machte. Noch niemals und an keinem Orte, selbst nicht zur Zeit des Westphälischen Friedens, haben sich so viele Souveraine, Feldherren und Staatsmänner aus fast allen Ländern der Welt vereinigt gefunden, als auf dem Wiener Congreß, — eine solidarisch verbundene Aristokratie des Geistes, deren Beschlüsse unbestrittene Macht ausübten. Die Aufgabe, neue Zustände dauernd zu begründen, verhindert sie, die bestehenden ungeprüft zu verwerfen, und obgleich erfüllt von dem Bewußtsein einer neuen Zeit, steht ihre Erziehung, Bildung und Anschauungsweise auf der Gränze zweier Jahrhunderte. Der erste Schwung der französischen Freiheitsprincipien steht bei ihnen in eben so frischem Gedächtniß, wie die Gräuel der ersten Revolution, und sie haben nur zu gut die Leiden und Schäden der Napoleonischen Eroberungskriege gekannt, bis gemeinschaftliches Handeln unter Aneignung Napoleonischer Kriegsführung zu Sieg und Frieden geführt hat. Die Tendenzen des Wiener Congresses, sowie des darauf folgenden 2^{ten} Pariser Friedens sind daher ganz logisch begründete: Restauration geschädigter Rechte nach dem Legimitätsprincip, Befestigung des Europäischen Gleichgewichts unter den 5 Großmächten, Eindämmung etwaiger französischer Aggression, Zulassung ständischer Vertretung neben Bekämpfung der Principien der französischen Revolution. Bekanntlich

hat das Entweichen Napoleon's von Elba erst den Abschluß der deutschen Bundes-Acte in Fluß gebracht, der Congreß ward geschlossen, und auch unser Erbprinz konnte endlich nach langem Hoffen und Harren Wien am 12^{ten} Juni verlassen. Im Sommer 1815 besuchte er England, nachdem seine Schwester (Prinzessin Solms) kurz vorher den Herzog von Cumberland, ihren Vetter, geheirathet hatte. Das stolze Albion strahlte damals im frischen Siegesglanze von Waterloo, und seine Beziehungen zum Continent waren seit Kurzem zu um so regerem Leben erwacht, als jahrelange Absperrung dieselben unterbrochen hatte. Auch Paris sah der Erbprinz darauf wieder, gönnte sich daselbst aber nur eine kurze Zeit und eilte zum Vater zurück, dessen vorgerücktes Alter seiner immer weniger entbehren konnte. Das nächste Jahr galt es, dem sehnlichsten Wunsche desselben endlich zu entsprechen und ihm eine Schwiegertochter zuzuführen. Der Erbgroßherzog stand im 38^{ten} Jahre, als er endlich fand, was sein Herz so lange gesucht hatte, eine Prinzessin, die das zukünftige Glück seines ganzen Lebens zu begründen versprach. Während er aus Süddeutschland und aus der Schweiz heimkehrte, erreichte ihn in Bruchsal am 11^{ten} November die Nachricht von dem am 6^{ten} November erfolgten Tode seines Vaters. Durch den Regierungsrath von Dewitz (späteren Staatsminister) ward die Trauerbotschaft überbracht. Der Schmerz des Sohnes um den herrlichen,

würdigen Vater, dem er sein ganzes bisheriges Leben geweiht, übertönte vorläufig alle anderen Gefühle und Rücksichten, seine Sehnsucht galt der Grabesstätte des theuren Verbliebenen, dem er nicht die letzte Ehre hatte erweisen können. Tag und Nacht eilte er, ohne seine Residenz zu berühren, nach Mirow, — und erst nachdem sein Herz dort den ersten Schmerz überwunden, betrat er den Kreis seines neuen, schönen Berufs. Wir sehen den neuen Großherzog Georg bei seinem Regierungsantritt nicht als einen Fremden einen ihm neuen Wirkungskreis betreten, sondern die ihm seit 12 Jahren bekannten und geläufigen Geschäfte nun in eigener Würde und Verantwortlichkeit fortsetzen. Neben voller Demuth gegen Gott und Menschen erfüllt ihn freudiger Muth auf dieser neuen Bahn der Pflicht. Vertrauen zu Gott und Liebe zu den Nächsten, seinen Unterthanen, sind die beiden leitenden Sterne als Wegweiser auf einer nun 44 Jahre zu durchlaufenden Bahn. Für eine poetische Natur ist ein Regierungsantritt gewiß ein gefährlicher Zeitpunkt, und die Persönlichkeit des Großherzogs Georg erschien eher wie eine Pflanze des Südens unter unserem nordischen Himmel, — doch hören wir, wie er selber und zwar schon in seiner Jugend sich über das Ideelle geäußert: „Man muß sich recht hüten „von der Wirklichkeit mehr zu verlangen, als sie zu „leisten vermag. Um nicht trivial zu werden, wie sie „es immer mehr oder weniger ist, bleibt allerdings un-

„umgänglich, das Ideal des Lebens keinen Augenblick
 „aus dem Gesicht zu verlieren; es muß neben der Wirk-
 „lichkeit fortlaufen, — zwei Ströme, die sich nie berühren
 „und nie vermischen. Ist aber die Gränzlinie über-
 „schritten, so ist man auch zu gar nichts mehr gut und
 „wird ungerecht gegen die Welt und sich selber und
 „seine Freunde.“ —

Drei Gegenstände von sehr reeller Bedeutung erfüllten vor allem das Herz des neuen Landesherrn mit ernstem Streben: die Hebung des Volksschulwesens, die Verminderung der durch 10 Kriegsjahre angewachsenen Landesschuld und die Aufhebung der sogenannten Hörigkeit. In diesem Sinne ward das herkömmliche don gratuit der Stargarder Stände, bei der Huldigung in Neustrelitz (2^{ten} December 1816), zur Ueberführung des Schullehrerseminars nach Mirow und zu dessen Neugestaltung verwandt. Das Gebiet am Rhein mit 10000 Seelen, welches Mecklenburg-Strelitz durch den Wiener Congreß als Kriegssentschädigung erhalten, ward an Preußen für circa 1 Million Thaler abgetreten, um die fühlbarsten Wunden im Finanzetat zu heilen. Was endlich die beabsichtigte Aufhebung der Leibeigenschaft betrifft, so fanden in jenem Winter von 1816 zwischen den Regierungen von Schwerin und Strelitz und den Ständen die ersten darauf bezüglichen Verhandlungen statt, und die damaligen Briefe des Großherzogs Georg athmen Freude und

Befriedigung über das erste Stadium dieser Angelegenheit. Aber sein Herz ist auch von rosigter Hoffnung erfüllt und sieht einer glücklichen Zukunft am eigenen Heerde entgegen, denn der Großherzog geht nach Cassel zu seiner feierlichen Verlobung (7^{ten} März 1817) und feiert daselbst am 12^{ten} August seine Hochzeit. Sie ward vom damaligen Kurfürsten Wilhelm I. unter großem Ceremoniel und mit vielen Festlichkeiten begangen. Unter letzteren sei hier, als geschichtliches Curiosum, einer großen eingestellten Hirschjagd erwähnt, die im schönen Habichtswalde mit all' den Jagdgeräthschaften abgehalten wurde, die noch vor wenigen Jahren König Jérôme angeschafft und die noch seine Zeichen trugen. Zehn Tage nach der Vermählung in Cassel hielt das Großherzogliche Paar seinen Einzug in's Land und in die Residenz (22^{ten} August). Die 88jährige Großmutter (Landgräfin G. von Hessen-Darmstadt) sollte die Freude noch erleben, ihren Lieblingsenkel und dessen 21jährige, im Jugendreiz blühende Gattin mit ihren Segenswünschen in denselben Räumen zu empfangen, in welchen sie 20 Jahre mütterlich gewaltet. Herzog Carl, stets geschäftig, stets sorgend im Großen wie im Einzelnen für sein Vaterhaus, hatte für seinen Bruder alle Anordnungen zu den Empfangsfeierlichkeiten übernommen und leitete sie mit dem ihm eigenen Tact und Geschmack. Außer ihm empfingen gleichfalls 3 junge Herzöge aus Schwerin (Carl, Gustav, Adolf) das

neuvermählte hohe Paar. Das Schloß war zum Theil neu eingerichtet und stellenweise neu ausgebaut. Die Feierlichkeiten dauerten 8 Tage lang, unter anderen vereinigte ein glänzendes Turnier den einheimischen Adel, und die Feste alle, ein jedes in seiner Art, trugen nicht allein den Charakter unserer alten Mecklenburgischen loyalen Herzlichkeit, sondern noch insbesondere den Ausdruck der Freude, nach 70 Jahren wieder die erste Landesmutter und zwar diesmal die erste Großherzogin von Mecklenburg, in Strelitz einziehen und ihren Großherzog ein Glück genießen zu sehen, das er so lange gesucht und so vielfach verdiente. Er schreibt wenige Monate nachher: „Da ich in dem Gefühl, daß nur das Ringen „nach der strengsten Vortrefflichkeit in allen Stücken „mir diesen neuen Schritt des Lebens zum Segen umwandeln könnte, redlich aus allen Kräften kämpfte; „so ist mir auch der Sieg geworden — und also auch „der Segen, und nun, wo ich kühn meine verborgensten „Gedanken Gott und den Menschen zur Schau stellen „dürfte, nun bin ich daher auch nicht allein neu geboren, „sondern es ist auch ein Friede und eine ruhige Freudigkeit über mich gekommen, die sich nicht aussprechen, „sondern nur fühlen läßt, die aber gewiß das Höchste „ist, was wir hienieden erringen können. Paulus sagt: „Denen, die Gott lieben, muß alles zum Besten „dienen. — Das lerne ich jetzt erst recht begreifen; denn

„umsonst ist aller Verstand und alle Gutmüthigkeit, so
 „lange das Herz noch voller Schlacken sitzt, und ihm die
 „wahre Demuth fehlt. In einem solchen Zustande wird
 „im Gegentheil selbst das Gute zum Verdruß und zur
 „Angst. Wir müssen rücksichtslos mit uns umgehen,
 „abschneiden, was weg muß, und zusetzen, was fehlt, und
 „sollten wir daran verbluten, — dann kommt aber auch
 „der Segen, wie von Engeln getragen auf uns hernieder
 „und wir glauben, bis dahin noch gar nicht gelebt zu
 „haben . . .“ Ja, dem, der Gott liebt, muß alles zum
 Besten dienen! Der Tod der Königin Luise und das
 Elend jener Zeit hatte sein Christenthum erweckt, sein
 häusliches Glück befestigte es, — und Gottes Segen
 ruhte auf ihm und seinem Ehestande für immer! Das
 nächste Jahr brachte ihm fast gleichzeitig die erste große
 Freude der Vaterschaft und die Trauer um den Heimgang
 der ehrwürdigen alten Großmutter († in Strelitz am
 11^{ten} März) und seiner ältesten Schwester († in Hildburg-
 hausen 14^{ten} Mai). Das Jahr 1819 beschenkte diesen
 gesegneten Ehestand und das freudig harrende Land mit
 einem Erbgroßherzoge, und wenige Jahre später folgten
 die beiden jüngsten Sproßlinge. Jetzt wo sein häusliches
 Glück so fest begründet dastand, — wo 4 Kinder seine
 Blicke in die Zukunft lockten, — jetzt rief die Vorsehung
 jene treue mütterliche Freundin ab, die ihm in der Vergan-
 genheit so oft zur Seite gestanden: die herrliche Frau

von Berg, deren Geist den feinigen so oft und anregend geleitet, deren Herz in dem seinen stets ein Echo gefunden hatte, gegenseitig tröstend, erfreuend, veredelnd, — und in demselben Jahre (1826) verlor er seinen treuen Schmalensee (Oberkammerherr), seinen steten Begleiter seit 27 Jahren. — Diese ersten zehn Jahre seiner Regierung sind reich an politischen Verhandlungen zwischen beiden Mecklenburgischen Regierungen und den gemeinsamen Ständen, reich an wichtigen Abmachungen und Reformen, und fruchtbringend in allen den Gesetzen, die den damaligen durch die Kriegs- und Rheinbundszeit verworrenen Zuständen ein Ende machten. Sie alle aufzählen, hieße die Geschichte des heutigen Mecklenburgischen Rechts niederschreiben, da es zum großen Theil auf den Reformen jener Jahre beruht. Man hatte damals in Deutschland noch Zeit und Muße, heilsame und für dauerhafte Zustände berechnete Reformen mit verständiger Ruhe zu berathen und zu gedeihlichem Ziel zu bringen, denn die damaligen Zustände in Deutschland und in fast ganz Europa beruhten noch auf der Solidarität der „heiligen Allianz,“ und wenige Fürstenseelen haben die schöne und edle Basis derselben mit solcher Wärme und Ueberzeugung erfaßt und an sie geglaubt, wie unser Großherzog Georg. Sein Herz und Sinn gehörte Friedrich Wilhelm III. in treuester Anhänglichkeit, und will man einen Beweis von der Gegenseitigkeit der Freundschaftsbände zwischen beiden Schwägern, so sei hier gesagt,

daß der König, als er (1824) seine Heirath mit der Fürstin Liegnitz beschlossen hatte, Niemand anderen wählte, um diesen Entschluß seinen Kindern mitzutheilen, als den Großherzog, — Königin Luise's Bruder! Jedes Jahr in der Carnevalszeit machte das Großherzogliche Paar einen längeren Aufenthalt in Berlin, stets mit gleicher Güte und Herzlichkeit vom königlichen Wirth empfangen. Die unwandelbare Freundschaft, sowie das große Vertrauen, welche der König dem Großherzoge zuwandte, beglückten sein ganzes Leben, und in der auffallenden Verschiedenheit beider hohen Herren ergänzten sich ihre Eigenthümlichkeiten in merkwürdiger Weise und fesselten sie noch inniger aneinander. Gewiß erinnern sich noch Zeitgenossen, den Großherzog als steten und einzigen Gast in der kleinen Privatloge des Königs so manchen Winter erblickt zu haben, und wenn Spontini seine Prachtopern aufführte und Graf Brühl die Bühne zu neuen Blüthen erweckte, oder der Herzog Carl am königlichen Hofe neue Zauberfeste organisirte, da durfte der Großherzog mit seinem feinen Urtheil und seiner Genußfähigkeit im Bereiche der Kunst niemals fehlen. Diese Berliner Winteraufenthalte waren aber auch fast die einzigen Reisen, die das Großherzogliche Paar damals unternahm.

Eine neue schwere Finanznoth drückte in der Zeit der zwanziger Jahre unseren Norden: die Kornpreise in ganz Norddeutschland waren in einer Weise gesunken, daß

mancher tüchtige Landwirth an seiner Existenz und Zukunft verzweifeln konnte. Die Domainenpächter wurden insolvent oder, wie es bei uns der Fall war, der Landesherr verminderte ihre Pachtsummen von Jahr zu Jahr. Wie in allen Tagen des Lebens, so besonders in diesem Fall entfaltete unser Großherzog die größte Opferfreudigkeit, sich selber alles versagend, um Anderen zu geben und zu helfen. „Die eisernen Zeiten halten mich“ — schreibt er an seine Schwester Therese, die er in Dischingen zu besuchen versprochen hatte, während sein Gewissen ihm selbst die kleine Ausgabe der Reise nicht gestattete, bis er nicht den Verlusten des Landes abgeholfen. Eine längere, größere Reise unternahm der Großherzog erst im Jahre 29 mit der Großherzogin, nach der Schweiz und Oberitalien. Auf ihrer Hinreise im Juni fanden sie in Potsdam Kaiserin Alexandra von Rußland, für welche, unter der Leitung des Herzogs Carl, gerade das „Fest der weißen Rose“ einstudirt wurde. Fast schon am Ziel der Reise, in Venedig, hielt ein lebensgefährlicher Ruhranfall den Großherzog wochenlang zurück, so daß er nur langsam, und nach erneutem Aufenthalte in München, die Rückreise zurücklegen konnte und erst im October in der Heimath eintraf. Göthe in Weimar noch einmal wiederzusehen, dieses Wunsches Erfüllung ward ihm durch widrige Umstände versagt. Des Großherzogs Beziehungen zum Altmeister der deutschen Dichtkunst waren stets die herzlichsten

geblieben, voller Freundschaft und gegenseitiger Anerkennung. Bei ihrer letzten Begegnung in Weimar (1825) hatte ersterer den Wunsch geäußert, eine Ansicht des Hofes und Brunnens des ehemaligen Götheschen Hauses zu besigen, — theuere Jugenderinnerungen aus längst entschwundener Zeit. Der Dichter sandte sie im nächsten Jahre mit folgenden Strophen:

„An diesem Brunnen hast auch Du gespielt,
 „Im engen Raum die Weite vorgefühlt,
 „Den Wanderstab in's fernste Lebensland
 „Nahmst Du getrost aus frommer Mutterhand,
 „Und magst nun gern erlosch'nes Bild erneuen
 „Am hohen Ziel des ersten Schritts Dich freuen. —

Und hinter der Zeichnung des Brunnens steht geschrieben:

„Eine Schwelle hieß in's Leben
 „Uns verschied'ne Wege geh'n,
 „War es doch zu edlem Streben,
 „Drum auf heit'res Wiederseh'n! —

Wenige Jahre später hatte der Großherzog heimlich und durch Vermittelung des Geheimenraths v. Meyern, in Frankfurt aus dem Göthe-Hause eine alte Standuhr ankaufen lassen, welche sich in des jugendlichen Göthe Studirzimmer befand. Ihre Weckerglocke hatte einst den Jüngling stets zu neuem Tagewerk gerufen, und dem Greise war ihr Glockenton in frischer Erinnerung geblieben

an seine ferne herrliche Jugend. Diese Uhr ward nun, trotz aller Schwierigkeiten, heimlich nach Weimar geschafft, und heimlich, mit Hülfe von Göthe's altem Bedienten, so glücklich in des Herrn Geheimenraths Zimmer aufgestellt, daß er an seinem Geburtstage (28^{ten} August) von ihrem ersten Schläge zu staunender Freude erweckt wurde. Lassen wir sein Dankschreiben unverkürzt folgen:

„Durchlauchtigster Großherzog!

„ Gnädigst regierender Landesfürst und Herr!

„ Es war gewiß der lebenswürdigste Originalgedanke,
 „ mich in so hohen Jahren durch einen altgewohnten
 „ Glockenton an die ersten Stunden kindlichen Bewußt-
 „ werdens zu erinnern, wo das in gar manche Schaalen
 „ eingewickelte Leben, unter wundersamen Ahnungen des
 „ Zukünftigen harrete. Zugleich aber verleihen jene Töne
 „ den höchst angenehmen Eindruck, daß Euer Königliche
 „ Hoheit sich auch jüngerer hoffnungsvoller Jahre dabei
 „ erfreuten; und so werd' ich nicht nur dadurch in jene
 „ Räume als in einen Familienaufenthalt versetzt, sondern
 „ bei jedem Stundenschläge hab' ich mitzuempfinden: daß
 „ Höchstdieselben auch hiernach Morgende und Abende
 „ Ihrer Jugend gezählt. — Euer Königliche Hoheit würden
 „ einen so schönen und schwer auszuführenden Gedanken
 „ nicht gefaßt haben, wenn Höchstdieselben nicht vor-
 „ empfunden hätten, mit welchem Entzücken ich dadurch
 „ beseligt werden müßte. Ebenmäßig wird auch mein

„Dank, in den wenigsten Worten ausgesprochen, von
 „Höchstdenenselben mit- und nachempfunden werden. —
 „Fügt sich nun zu allem diesen hinzu, daß eine so
 „bedeutende Gabe mich in den traurigsten Tagen auffucht
 „und bei dem tiefstempfundenen Verlust, mir auf das
 „Klarste beurfundet, wie viel Wohlwollen für mich noch
 „auf der Erde lebt und welch' ein herrlicher Antheil daran
 „mir noch immer vorbehalten bleibt, so steigert sich der
 „Werth des Geschenks in's Unendliche. — Hier sei mir
 „aber vergönnt zu schließen, in der Ueberzeugung, daß sich
 „Höchstdieselben den besten und vollständigsten Commentar
 „zu diesem wenigen Texte auszubilden im Falle sind.

„Möge sich alles Gute um den verehrt geliebten
 „Fürsten versammeln, und der reine Antheil, den er in
 „Freud und Leid den Seinigen zuwendet, Ihm selbst die
 „vollkommenste Belohnung sein. — Verzeihung der
 „fremden Hand, die meine will nicht mehr fördern. Ge-
 „schlossen an einem Tage, der uns bisher so festlich
 „gewesen und nunmehr trüb und freudlos erscheint.
 (Eigenhändig) „Verehrend, Vertrauend — Euer König-
 „lichen Hoheit unterthänigster treu angehöriger Diener.
 „Schloß Dorneburg, den 3^{ten} September 1828.

J. W. v. Göthe.“

In einem anderen Briefe von Göthe an den Groß-
 herzog heißt es: „Wenn man beim Vorrücken in höhere
 „Jahre so manches hinterbleiben, so manches verschwinden

„sieht, so ist das Allertröstlichste, daß die wahren mensch-
 „lichen Gefühle, einmal rein empfangen durch alle
 „Zeit und Ereignisse durch, in lebendigem Wachsthum einer
 „gesegneten Zukunft entgegenreifen.“ —

Mit ausgezeichneten Menschen im Verkehr zu bleiben, war dem Großherzoge Bedürfnis und an Bekanntschaften in Europa fehlte es ihm wahrlich nicht. Wilhelm von Humboldt, sowie der alte Freiherr von Gagern sind in den ersten Regierungsjahren an seinem Hofe zum Besuch gewesen; desgleichen beide La Motte Fouqué. Auch die Königin des Gesanges, die große Catalani, widmete ihm (1819) drei Tage voll künstlerischen Hochgenusses. Andererseits verlebte König Friedrich Wilhelm III. zwei Tage wehmüthiger Erinnerung in Strelitz und Hohenzieritz (1820). Der Herzog und die Herzogin von Cumberland etablirten sich damals in Berlin und waren periodische Gäste in Strelitz, sowie die hohen Eltern und Geschwister unserer Großherzogin Marie. 1821 war der Großherzog einige Zeit in Hannover zur Begrüßung Königs Georg IV. Alles, was das damalige Berlin an hervorragenden Künstlern aufzuweisen hatte, war in Strelitz wohlgelesen. Professor Rauch insbesondere stand dem Großherzoge persönlich nahe, sowohl als Künstler, wie als Mensch; ein steter Briefwechsel benachrichtigte letzteren von des Meisters Arbeit und Werken, und brachte diesem Rath und Urtheil des liebevollen Mäcen. —

Sein zwar stilles, einförmiges Leben in dem kleinen Strelitz ward durch das große Interesse, — man kann sagen: durch den oft thätigen Antheil, den er an den politischen Ereignissen nahm, belebt, sowie andererseits erheitert und erfrischt durch die Freude an der Musik und am edlen Waidwerk. Seine kleine Residenz allmählig zu verschönern, seine Gärten durch künstlerischen Schmuck veredelnd zu zieren, diese Aufgabe löste er in Gemeinschaft mit der Großherzogin und dem Herzog Carl.

Als 1830 die Kunde von der Julirevolution eintraf, war Herzog Carl auf Urlaub in Strelitz. In einer Nacht hatte er den Mobilmachungsplan für sein Gardecorps, sowie einen Feldzugsplan für die ganze Preussische Armee ausgearbeitet und eilte nach Berlin, den aus Teplitz heimkehrenden König damit zu empfangen; denn, daß es zum Kriege gegen die Revolution kommen müsse, und für die legitime Dynastie, wie wenige Jahre früher in Spanien, erschien allen legitimistisch und monarchisch fühlenden Kreisen eine unabweisbare Consequenz der bisher befolgten Grundsätze der heiligen Allianz. — Es war auch die Auffassung des Kaisers Nicolaus, aber Friedrich Wilhelm III. und Fürst Metternich beschlossen es anders. Als einige Jahre später unter des Königs Auspicien die Heirath zwischen dem Herzoge von Orleans und der Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin eingeleitet wurde, geschah es unter entschiedener Mißbilligung beider Mecklen-

burgischer Häuser. Herzog Carl überlebte es nur um eine kurze Spanne Zeit, er starb 1837 — ein treuer, tapferer, consequenter Bekenner jener alten, schönen Maxime: Das Prinzip der Monarchie ist die Ehre! —

Ihm ging 1837 des Großherzogs vornehmster Diener im Tode voran, der Staatsminister von Derzen, nach mehr als 25 jähriger oberster Leitung der Regierungsgeschäfte. Die hervorragenden Eigenschaften seines Geistes und Herzens stellten sich denen seines regierenden Herrn würdig an die Seite, und eine langjährige Gemeinschaft in den Geschäften hatte zwischen beiden innige Bande des Vertrauens, der Freundschaft und der Liebe geschlungen. Minister von Dewig, des Verstorbenen langjähriger Colleague, wurde sein würdiger Nachfolger und Herr von Bernstorff trat ihm als Gehülfe zur Seite.

Einen neuen großen Kummer bringt 1840, durch den Tod Friedrich Wilhelm's III., und um den Großherzog herum beginnt die Reihe der Zeitgenossen sich schon recht fühlbar zu lichten, denn auch seine beiden geliebten Schwestern wurden ihm durch den Tod entzissen, die Fürstin von Thurn und Taxis 1839, die Königin von Hannover 1841. Auch am häuslichen Heerde wird es leer: die Söhne sind in die Welt gezogen, die eine Prinzessin vermählt sich 1841, die andere sollten wir 1842 beweinen, als sie aus Rom als Leiche heimkehrte. Unseres Großherzogs Lebensabend beginnt, — das letzte Viertel dieses schönen Daseins.

Gleich dem Manne, der nach den Mühsalen des Tages im bunten Getreibe der Welt, des Abends Einkehr hält in sein Herz und die Ernte gesammelter Erfahrung heimbringt, um sie für die Seinen zu verwerthen, — so gestaltet sich das Greisenalter jedes Weisen und Edelen, wenn die geistige Kraft ihm nicht versagt. Unserem Großherzoge erhielt des Himmels Gnade nicht allein die Frische des Geistes und Herzens, sondern auch Gesundheit in einem unendlich zarten, für alle äußeren Einwirkungen äußerst empfindlichen Körper. Seine Constitution war aber stets eine kerngesunde in allen Theilen und blieb dieselbe bis zu seiner letzten Todeskrankheit.

Er war ein Greis mit wenig gebleichtem Haar, schlank und mager, gerade und elastisch in Gang und Haltung, grazios und vornehm in jeder Bewegung, in jedem Ausdruck; das Auge, — so scharf, wie es der schwierigste Büchsenchuß nur erheischte, — nur sein Gehör, stets schwach, sollte mit den Jahren leider immer mehr erlöschen und ihm oft zur wahren Pein werden. Sein Geist glühte fort und fort, wie feuriger Wein im Alter, und die Gluth seiner Seele erwärmte Jeden im persönlichen Verkehr. Bei ihm hieß leben: lieben und wohlthun. Er war nicht nur wohlthätig, er war stets wohlwollend, und Vater und Wohlthäter zu sein für Alle, war seine Fürstenart. Allein das alles wurde überstrahlt und in harmonisches Geleis gebracht durch jene innere Geisteskraft, die keine Erzie-

hung noch Bildung hervorbringen kann, und durch die Fülle einer reichen, edlen, nie rastenden Phantasie. Seine Auffassung mußte immer jede Thatsache mit höheren Beziehungen verknüpfen und in herzgewinnendster Weise wußte er die Treue im Kleinen zu üben, ohne doch je den Blick und Sinn für's Große und Hohe sich trüben zu lassen. Wenn es einerseits von ihm als eine Günst des Himmels betrachtet wurde, nur über kleine Verhältnisse zu gebieten, wo die menschliche Einwirkung auf den Nebenmenschen möglich und leichter wird; so charakterisirte andererseits unseren Großherzog Georg jenes stete reine Walten seines Geistes, weit über die nächsten Gränzen seines Berufs hinaus. Sein reges Interesse an der Europäischen Politik ward keineswegs durch sein vorschreitendes Alter gelähmt und seine Correspondenz, namentlich mit Friedrich Wilhelm IV., hat niemals geruht. Dieser christliche Herr voll wahrhaft königlicher Gedanken war seinem alten Onkel in kindlicher Liebe zugethan und ließ sich keine Gelegenheit entgehen, ihm die rührendsten Beweise seiner Anhänglichkeit zu geben. Beiderseitige Wärme der Empfindung, Adel der Seele, Reichthum der Phantasie, Gemeinschaft in mancher Richtung des Geschmacks und in dem Verständniß der Künste, wären hinreichende Bande gewesen, die Naturen beider hoher Herren an einander zu fesseln, selbst wenn keine Blutsverwandschaft sie umschlungen hätte, und wenn der König in Strelitz oder der Großherzog in Berlin war, so

sonnten sich beide gegenseitig, der eine in der Liebenswürdigkeit des anderen. In jener ersten Hälfte von Friedrich Wilhelm IV. Regierung kam aus Berlin auch Gräfin Rossi (einst Henriette Sonntag) alljährlich nach Strelitz und bot ihrem langjährigen Protector und hohen Freunde oft mit aufopfernder Gefälligkeit alle Perlen ihres seltenen, lieblichen Talents. Sie bereitete seinem Alter die letzten hohen Freuden und Genüsse im Gebiete der Tonkunst und war in dieser Weise die letzte Poesie seines Lebens. Er war so dankbar, weil er so wenig mehr vom Leben verlangte, und doch noch so genußfähig, wenn ihm so reichlich geboten wurde.

Das Revolutionsjahr 1848 mit allen seinen Wirren und Verirrungen überraschte uns Mecklenburger in gleicher Weise, wie die meisten Groß- und Kleinstaaten. Mit zerstörendem, nichts gebärendem Gewitter brauste es über uns hinweg, und vermochte, trotz aller Einwirkungen von außen, die Bande nicht zu lockern, die bei uns in traditioneller gegenseitiger Liebe Landesherren und Unterthanen umschlingen. Zwei Richtungen sind's, die im Jahre 1849 die Regierung unseres Großherzogs Georg charakterisiren: 1) das Streben, unsere hundertjährige Verfassung beiden Mecklenburg so lange zu erhalten, als nichts positiv Besseres sich bietet, unsere eigenthümlichen, altgermanischen Institutionen zu ersetzen; — 2) das Bemühen, ein gutes Verhältniß zwischen Oesterreich und Preußen zum Wohle

Deutschlands wiederherzustellen und zu derjenigen Form des nationalen Bundes zurückzukehren, in welcher das Zusammenwirken beider deutscher Großmächte während 43 Jahre ihnen und der deutschen Nation Ruhe und Wohlstand im Innern, gemeinsame Macht der Vertheidigung nach außen garantirte. Unser Großherzog Georg erkannte, wie manch' anderer Deutsche Mann, in dem „engeren“ und „weiteren Bunde“ des Jahres 1849 nur eine Zerreißung der großen deutschen Nation und kein Mittel zur Kräftigung der Gesammtheit. Die Regierung eines kleinen Landes kann, bei politischen Abstimmungen ihrer Competenz, weder Heerschaaren noch andere Mittel der Macht in die politische Waage legen, aber sie genießt eines Vorzugs, auf den die großen Cabinette manchmal verzichten müssen: sie kann ihre Stimme für das Recht erheben, und nur für das Recht, und ihres Wortes Wahrheit wird eine moralische Kraft. — „Innerhalb seines Bereichs mit Wort und That „für gekränktes Recht aufzutreten, ist das Kennzeichen jedes „Ehrenmannes, mag er in der Fülle der Macht sein oder „eine dürftige Hütte bewohnen,“ — so lautete eine der Maximen unseres Großherzogs Georg! Er erkannte und beklagte in dem Verlaufe des „orientalischen Krieges“ die Lockerung und Lösung jener Allianz der 3 nordischen Großmächte, die bisher einen Stützpunkt dem deutschen Bunde dargeboten hatte. Er erkannte und beklagte in den Consequenzen des Krieges von 1859 sowohl das Verschwinden

des „concert européen“ und seiner Macht zum Schlichten und Entscheiden, — als auch das Verwischen des Prinzips der durch Verträge garantirten Staatsgebiete durch die moderne Idee der Nationalitäten mit elastischen Grenzen. — „Wer schützt mir mein Land, wenn heute alles erlaubt ist?!“ rief er aus, als während seiner letzten Krankheit man ihm berichten mußte über die vordringende Revolution im Königreich beider Sicilien.

Es ist bekannt, wie sehr der Großherzog den Kaiser Nicolaus beweinte, jene große politische Herrschergestalt, jenen letzten Fels der heiligen Allianz, den selbst seine Feinde achteten! Er fühlte sich stets zu dem Kaiser hingezogen, seit dem ersten Tage ihrer Bekanntschaft; nicht aus Dankbarkeit allein, für alle Auszeichnung und Güte, die dem Onkel ward, nein, er erkannte in ihm die Größe, den Adel und die Wahrheit des Herzens und hat ihm die innigste Zuneigung und Bewunderung für immer bewahrt. Das Bindeglied zwischen beiden war Kaiserin Alexandra, der der Großherzog seit ihrer zartesten Jugend gleiche Liebe gewidmet hatte, wie Friedrich Wilhelm IV., und die es ihm mit gleicher, dankbarer und inniger Gegenliebe lohnte. Doch selbst seine kleinen Reisen nach Berlin, um diese theuren Verwandten wiederzusehen, gab er in den letzten Jahren auf und verließ kaum mehr seinen häuslichen Heerd. Da waltete er in Liebe und Weisheit über uns alle, in den letzten Jahren weniger gesehen, weniger be-

merkbar, aber ein Jeder von uns wußte, daß aus jenen hochgelegenen Gartenfenstern des Schlosses stets ein Hauch fürsorgender Liebe über uns alle sich ergoß. Oder wenn er durch unsere Straßen fuhr, dann fühlte sich Jeder von uns durch seinen freundlichen Gruß, durch seinen scharfen und doch so liebevollen Blick erwärmt, denn die Freundlichkeit Gottes leuchtete aus seinem Antlitz und verlieh ihm in den letzten Jahren etwas Verklärtes. Bedürfen wir eines Schlüssels zu der so oft und mit Recht von Jedermann gepriesenen Liebenswürdigkeit unseres Großherzogs? Er war so liebenswürdig, weil er so reich an Liebe war, und er war es, weil er, der reichbegabte Geist, eine so demüthige Seele war. Seine Liebe und seine Demuth machten ihn so dankbar. Im Blick auf seinen Schloßgarten, den er aus seiner hohen Wohnung übersah, hat er dem Schöpfer alles Guten und Schönen so oft gedankt, — wie für jede schöne Blume, so für alles, Großes wie Kleines, was der Kunstsinne Anderer ihm zuwandte.

„Ich habe nie lebhafter empfunden, wie heute,“ — schreibt er schon aus früheren Jahren, — „wie die Leiden, die uns Gott auferlegt, in eben dem Maaße zu seinen Wohlthaten gerechnet werden müssen, als das von Ihm geschenkte Glück, — und wie sehr dies gerade für die reichsten und kräftigsten Gemüther gilt, welche, gleich den edleren Pflanzen, nicht an der gewöhnlichen Sonne reifen, sondern dazu des Treibhauses bedürfen. Ich glaube —

„ was mich betrifft — das wenige Gute, was in mir ist,
 „ hauptsächlich dem durchkämpften Schmerz zu ver-
 „ danken. Er hat mich mein Unrecht und meine Thor-
 „ heiten einsehen und bereuen gelehrt, sowie er mich endlich
 „ zur Erkenntniß der Wahrheit führte, ohne deren Fest-
 „ halten alles vergebens ist: daß nämlich strenge Pflicht-
 „ erfüllung zur alleinigen Bedingung des Lebens-
 „ glücks gemacht werden darf. Man kann freilich alle
 „ seine Pflichten sehr treu erfüllen und doch vielen Kummer
 „ dabei haben; allein das höchste Gut, die Gewissens-
 „ ruhe, bleibt uns dann doch immer, und deshalb auch die
 „ Kraft ohne Wanken auszuhalten, wie arg es auch stürmen
 „ mag. Eben diese Resignation läßt uns — sobald es nur
 „ ausgestürmt hat — auch gleich einen ganzen Blumen-
 „ garten voll Freuden wiederfinden, denn derjenige, der
 „ nichts verlangt und erwartet, findet überall ein Blümchen
 „ an seinem Wege stehen, welches dagegen bestimmt von
 „ denen übersehen wird, die stets nach neuen Freuden-
 „ kränzen ausblicken.“ — Diese Pflichttreue charakterisirte
 den Großherzog von je her; schon aus den ersten Jahren
 seiner Regierung konnte er von sich schreiben: „ ich bin in
 „ den Geschäften so ernst und streng geworden, daß die ge-
 „ wöhnlichen Schöngelster mich gewiß für einen Bedant
 „ erklären würden, und doch verdanke ich dieser Bedanterie
 „ noch hauptsächlich den größten Theil meines Lebensglücks,
 „ denn zum Genuß desselben, und besonders des Ideals,

„gehört Ruhe und Klarheit im Gemüthe wie Geiste, und
 „wer sich durch Unordnungen der Art in Ungewissheiten
 „und Besorgnisse aller Art stürzt, der muß so unruhig und
 „so unklar werden, daß er nicht allein zum Ideal, sondern
 „am Ende auch sogar zur Prosa unbrauchbar werden
 „muß.“ —

Neben großer Bescheidenheit in seinen eigenen Anforderungen und Bedürfnissen übte er als Landesherr große Generosität, und eine weise Finanzwirthschaft seiner Räthe machte es ihm möglich, sein Land am Ende seiner Regierung in blühenden finanziellen Umständen zu hinterlassen. Alle während seiner langen Regierung ausgeführten Bauten aufzuzählen, wäre hier unmöglich und ist an einer anderen Stelle geschehen. Mit Kirchen, Pfarr- und Schulhäusern hat er sein Ländchen eben so reichlich versehen, wie mit Canälen und Chaussees; — und was baute er für sich selber? zu seiner eigenen Benutzung und Freude? — sein Schweizerhaus, ein Haus von Holz!

So wie jede Stelle, wo edle Menschen menschlich schön gewaltet haben, einer gewissen Weihe theilhaftig wird, so spiegelt sich besonders in dem Bereiche dieses einsamen, einfachen Jagdhäuschens der wahre Grundton des Lebens: abends dieses vornehmen Greises wieder. In die Einsamkeit sich zurückziehen nach einem unendlich reichen Leben; sich in derselben vollkommen genügen, bei aller Liebe zu den Seinen und der Menschheit; im Schooße der einsamen

Natur der Wälder neue Frische schöpfen für Geist und Körper; das waren die stillen Reize, die sein Schweizerhaus ihm bot. Seine Liebe zur Jagd war nahe verwandt seiner Liebe zur Natur; die täglichen Pirschfahrten im Sommer und Herbst gewährten ihm den gleichzeitigen Genuß zweier Freuden. Von 1833 an, während 27 Jahre seines Lebens, hat er dieses Häuschen jeden Sommer bewohnt.

„Nur Wenigen ist's vergönnt, im Heiligthum der Kunst
 „Den hohen Sinn noch höher zu entfalten;
 „Wem es gelang, dem ward des Schicksals Günst,
 „Es mußten freundliche Gestirne walten!
 „Doch giebt's ein Heiligthum, das Jedem offen steht,
 „Ersehend, was dem Geist und was dem Herzen fehlt,
 „Du bist's Natur! an die mein Ruf ergeht,
 „Dein Altar ist's, den ich für immer mir erwählt.“ —

So lautet eine der äußeren Inschriften am Schweizerhause; möge hier auch des hohen Waidmanns Gruß an seine hochstämmigen Lüttenhäger Buchen eine Stelle finden:

„Unter meinen alten Buchen,
 „Die wie Himmelsäulen stehn,
 „Möcht' ich dich, o Ruhe, suchen,
 „Möcht' den Himmel wiedersehen;
 „Wie er durch die dunklen Nester
 „Zwiefach schön und hoch erscheint,
 „Dann seh' ich gewiß das Beste, —
 „Erde' und Himmel eng vereint.
 „Wenn des Mittags glüh'nde Schwüle

„Alles lähmt und schier verdorrt,
 „Fächelt balsamische Kühle
 „Hier noch unverändert fort.
 „Nur die Wipfel säumt die Sonne,
 „Bildet gold'ne Sterne dort,
 „Schönes Spiel, das ich mit Wonne
 „Sah vom schattenreichen Ort.
 „Dies Gewölbe mir ersetzen
 „Kann nicht Mailand's hoher Dom,
 „Ja, so spricht zu meinem Herzen
 „Selbst St. Peter nicht in Rom!
 „Nichts Vollkomm'nes kann entspringen
 „Aus der Sterblichen Verstand,
 „Dir, Natur! kann's nur gelingen,
 „Denn in Dir schafft Gottes Hand!

Der Dank gegen Gott bei jedem Anlaß, ist ein Grund-
 zug dieses schönen Natürell; bei ihm lag die christliche Mo-
 ral so tief im Herzen, daß in ihm der hohe Begriff eines
 edlen Menschen mit dem eines guten Christen zusammen-
 fiel. Seine Beurtheilung der Dinge war immer scharf und
 treffend, sein Urtheil über den einzelnen Menschen stets
 milde. Er war so glücklich, alles warm und scharf zu er-
 fassen, nicht mit negativer Kritik, sondern mit jener objec-
 tiven Vielseitigkeit, die das Privilegium war jener Männer,
 die zwei verschiedenen Jahrhunderten angehörten. Er
 prüfte gern das Neue, stets hoffend Gutes darin zu ent-
 decken, aber er ward niemals untreu dem Bestehenden, so
 lange er es für recht und begründet erkannte.

Von Freunden und ihm nahestehenden Personen, die seine Zeitgenossen waren, sollten nur Gräfin von Voß, geborene von Berg, und Minister von Dewitz ihn überleben; beide ein Jahr jünger, als er, — liebgewonnene, treue Freunde, deren Bekanntschaften mit dem Jahrhundert zugleich begonnen hatten! Des letzteren Nachfolger in der obersten Leitung der Geschäfte war seit 1848 Minister von Bernstorff geworden; er besaß seines Großherzogs wohlverdientes vollstes Vertrauen, sowie dessen innige persönliche Zuneigung, und sollte nur zu bald seinem Herrn im Tode nachfolgen.

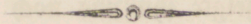
Des Großherzogs letztes öffentliches Auftreten bei festlicher Gelegenheit zeigte ihn uns noch in seiner ganzen, ungetrübten Erscheinung. Es galt der Einweihung seiner neu erbauten Schlosskirche an seinem 80^{ten} Geburtstage. Umgeben von seiner hohen Gemahlin, von seinen Kindern und Enkeln, von seinen Schwiegertöchtern aus England und Rußland, nach denen er in sinniger Weise die Glocken dieser Kirche getauft hatte, schritt er einher, wie ein edler, liebender Patriarch, durch die Reihen seines ihm in aufrichtiger Liebe und Dankbarkeit ergebeneu Volkes.

Wie selten ist es, in so vollem Maaße, wie er, das Herz der Seinen zu besitzen bis an's Ende, — all ihr Fühlen und Denken zusammenzufassen in liebender und belebender Erwidernng. — Ein solches Leben in der Liebe und der Weisheit ist ein glückliches und schönes zu nennen,

ja der volle Vorschmack eines seligen Lebens. — Ist's nicht ein Glück für uns alle, Zeugen gewesen zu sein eines solchen Daseins, hier in der Stadt wie im ganzen Lande?

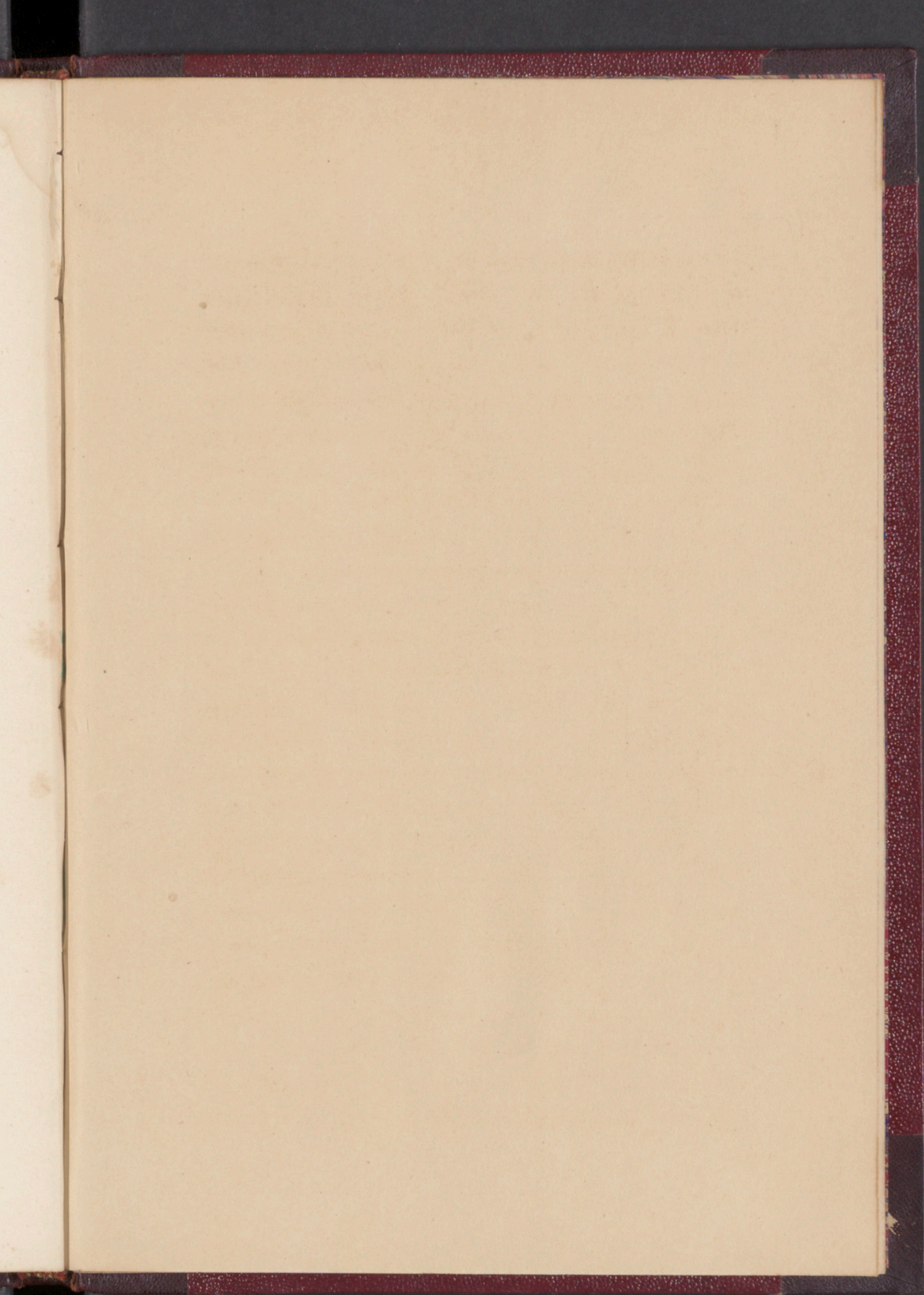
„Das Herz“ — sagte einst der Entschlafene, — „das Herz gleicht den Kindern, die sich alte Geschichten, die ihnen lieb geworden sind, gar gern wiedererzählen lassen.“ — Wie viele haben wir Strelitzer uns zu erzählen von unserem unvergeßlichen Großherzog Georg! —

Sein Andenken erwärme und erhebe unsere Herzen!
Sein Segen ruhe auf uns allen immerdar! —

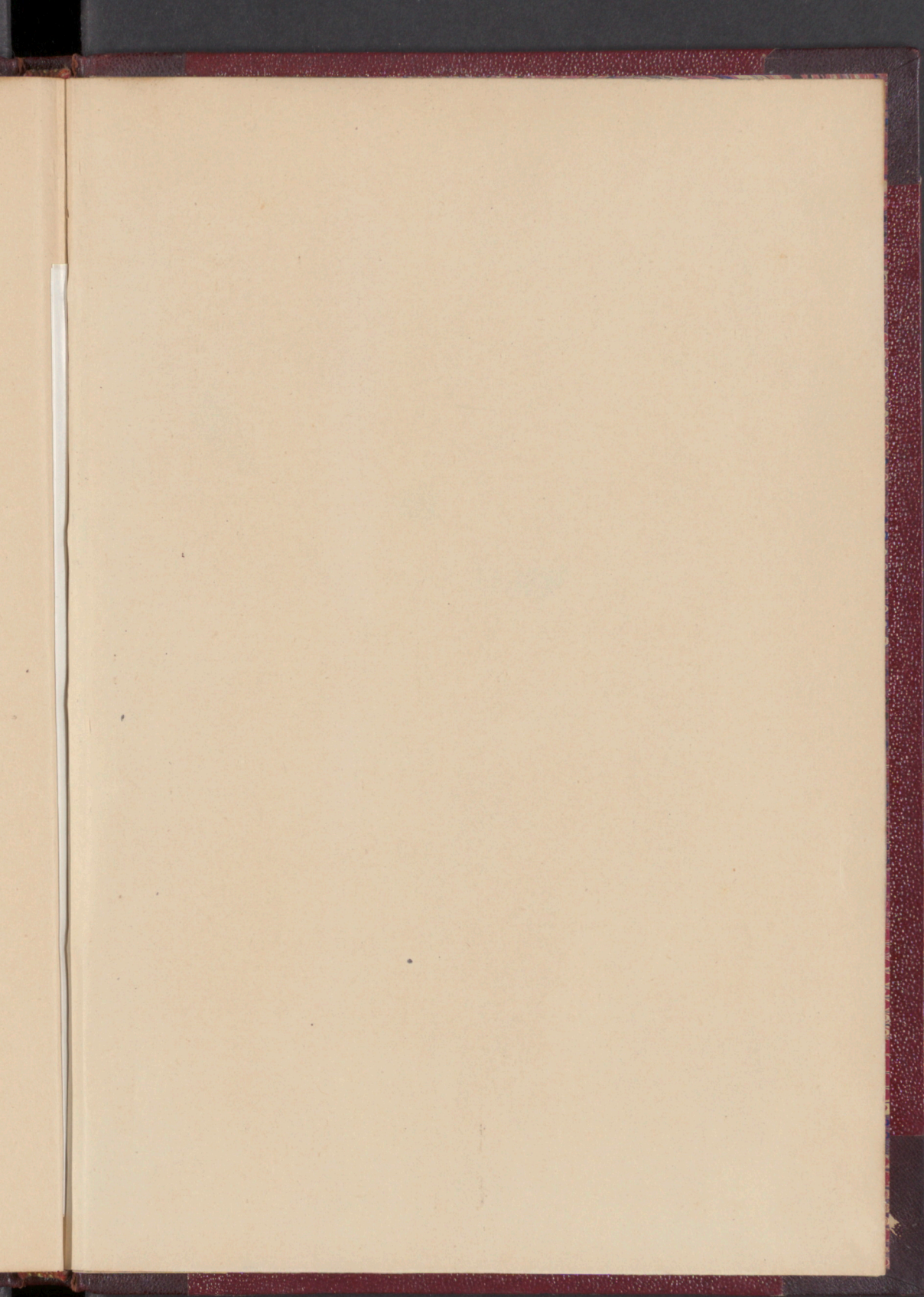


Schnellpressendruck:

Hofbuchdruckerei und Lith. Anstalt von H. Sellwig.





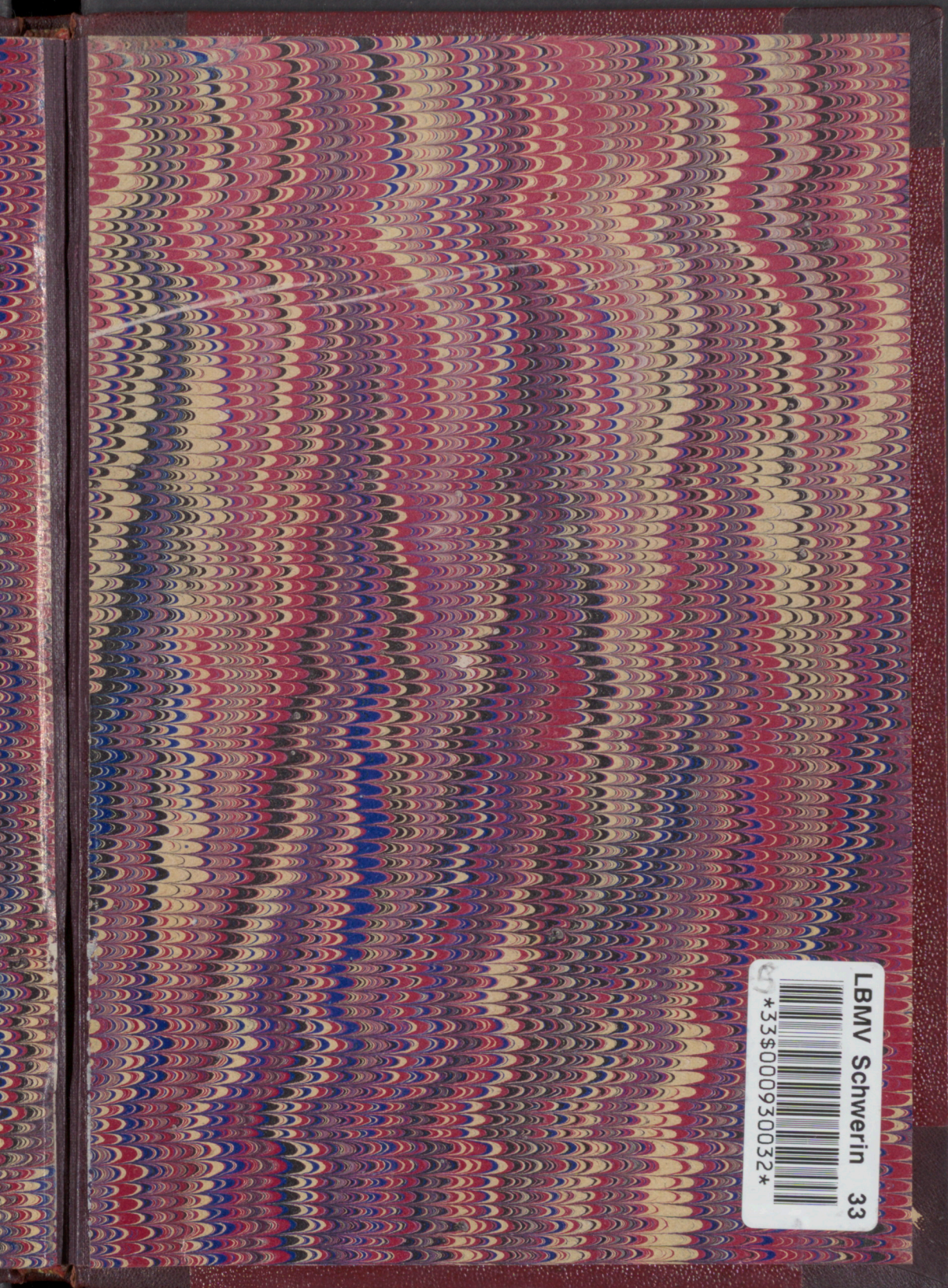




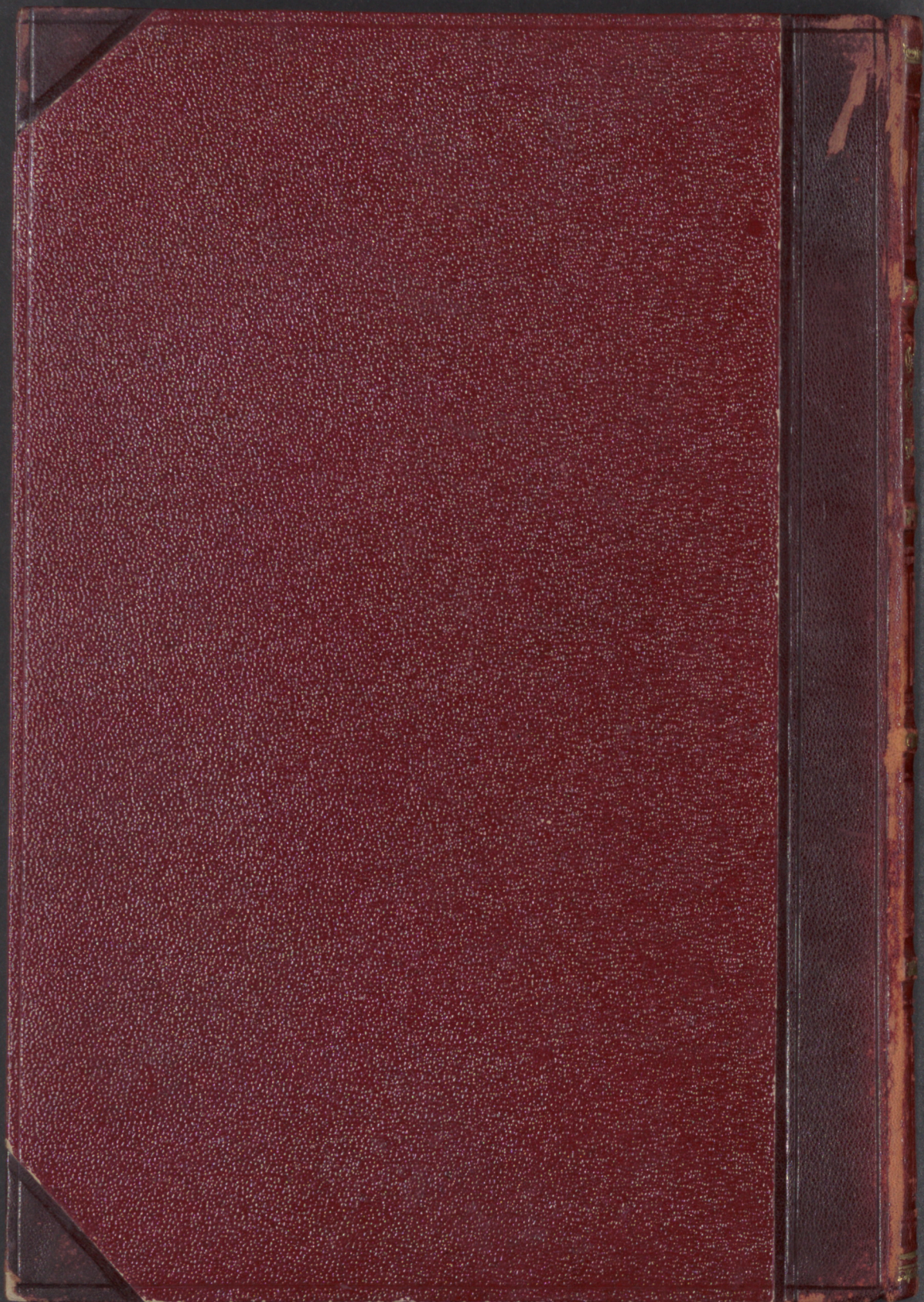
LANDESBIBLIOTHEK
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker

[https://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1969844396/phys_0094](https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1969844396/phys_0094)

MV 
tut gut.



LBMV Schwerin 33
33\$000930032



„Dan
 „Höc
 „Füg
 „bede
 „und
 „Klar
 „auf d
 „mir
 „Wer
 „aber
 „Höc
 „zu d
 „S
 „Fürst
 „Freu
 „vollk
 „fremd
 „schloß
 „gewes
 (Eigent
 „lichen
 „Schlo
 „In
 herzog
 „Jahre

the scale towards document

wenigsten Worten ausgesprochen, von
 mit- und nachempfunden werden. —
 zu allem diesen hinzu, daß eine so
 mich in den traurigsten Tagen aufsucht
 fempfundenen Verlust, mir auf das
 t, wie viel Wohlwollen für mich noch
 und welch' ein herrlicher Antheil daran
 vorbehalten bleibt, so steigert sich der
 enks in's Unendliche. — Hier sei mir
 schließen, in der Ueberzeugung, daß sich
 a besten und vollständigsten Commentar
 n Texte auszubilden im Falle sind.
 lles Gute um den verehrt geliebten
 In, und der reine Antheil, den er in
 en Seinigen zuwendet, Ihm selbst die
 elohnung sein. — Verzeihung der
 meine will nicht mehr fördern. Ge-
 n Tage, der uns bisher so festlich
 nmehr trüb und freudlos erscheint.
 rehrend, Vertrauend — Euer König-
 erthänigster treu angehöriger Diener.
 , den 3^{ten} September 1828.

J. W. v. Göthe."

ren Briefe von Göthe an den Groß-
 Wenn man beim Vorrücken in höhere
 hinterbleiben, so manches verschwinden